

# Lebenschronik

## Wesselburen 1813–1835

18. März 1813

Christian Friedrich Hebbel wird als Sohn des Maurers Claus Friedrich Hebbel und Antje Margaretha geb. Schubart in Wesselburen geboren.

Vgl. Stammtafeln der Familie Hebbel und Schubart, in: Der junge Hebbel, 1f.

*Wesselburen ist an und für sich als der Mittelpunkt von elf bis zwölf wohlhabenden Dörfern nach den Verhältnissen des Landes nicht gar zu unansehnlich; es ist der Sitz der Kirchspielvogtei und der Kirchspielschreiberei so wie des aus zwei Predigern bestehenden geistlichen Ministeriums und hält überdieß, alljährlich, wie es im Kalender heißt, zwei Pferde-Vieh- und Kram-Märkte, die fleißig von Käufern und Verkäufern besucht werden. Die Kirche, für den untergeordneten Flecken überraschend, ja ungebührlich groß, liegt etwas erhöht und die Straßen sind in Kreuzes- oder vielmehr Stern-Form um sie herum gebaut, so daß man keine betreten kann, die nicht zum Hause des Herrn führte. Der geräumige Kirchhof aber, der längst nicht mehr zu Begräbnissen benutzt wird, ist zu allen Jahreszeiten belebt, weil sich dort nach uraltem Brauch aus der ganzen Umgegend die Schnitter, Mäher, Drescher, Pflugknechte u.s.w. versammeln, die Arbeit suchen.*  
(Notizen zur Biographie)

20. März 1815

Geburt von Hebbels jüngerem Bruder Johann. † 16. 11. 1888 in Wesselburen.

Vgl. zum Verhältnis der Brüder: Monika Ritzer: Bruderträume: Das Individuationsmodell in Hebbels Märchen *Die einsamen Kinder*. In: HJb 2001, 31–55. – Hebbels Persönlichkeit 1, 476f.

*Mein Vater besaß zur Zeit meiner Geburt ein kleines Haus, an das ein Gärtchen stieß, in welchem sich einige Fruchtbäume, namentlich ein sehr ergiebiger Birnbaum, befanden. In dem Hause waren drei Wohnungen, deren freundlichste und geräumigste wir einnahmen; ihr Hauptvorzug bestand darin, daß sie gegen die Sonnen-Seite lag. Die anderen beiden wurden vermietet; die uns gegenüberliegende war von dem alten Mauermann Claus Ohl nebst seiner kleinen krummen Frau bewohnt, und die dritte, zu der ein Hinter-Eingang durch den Garten führte, von einer Tagelöhner-Familie. Die Miethsleute wechselten nie, und für uns Kinder gehörten sie mit zum Hause, wie Vater und Mutter, von denen sie sich auch, was die liebevolle Beschäftigung mit uns anlangte, kaum unterschieden.*  
(Aufzeichnungen aus meinem Leben, W 8, 80f.)

1817

*In meinem vierten Jahre wurde ich in eine Klippschule gebracht. Eine alte Jungfer, Susanna mit Namen, hoch und männerhaft von Wuchs, mit freundlichen blauen Augen, die wie Lichter aus einem grau-blassen Gesicht hervorschimmerten, stand ihr vor. Wir Kinder wurden in dem geräumigen Saal, der zur Schulstube diente und ziemlich finster war, an den Wänden herum gepflanzt, die Knaben auf der einen Seite, die Mädchen auf der anderen; Susannas Tisch, mit Schulbüchern beladen, stand in der Mitte, und sie selbst saß, ihre weiße thönerne Pfeife im Munde und eine Tasse Thee vor sich, in einem Respect einflößenden urväterlichen Lehnstuhl dahinter.*

(Aufzeichnungen aus meinem Leben, W 8, 88)

1819

Die Familie gerät in finanzielle Schwierigkeiten und muß das Haus in der Norderstraße (heute Hebbelstraße 3) verkaufen. Für Hebbel wird der soziale Abstieg zu einem traumatischen Erlebnis:

*An und für sich schaut der Käthner auf den Häuerling herab, wie der Bauer und der reiche Bürger auf ihn, und eben so wird mit einem gewissen Respect wieder zu ihm hinauf geschaut. Er ist des ersten Grußes so sicher, als ob er einen Wechsel darüber in Händen hätte und ihn durch die Gerichte eintreiben könnte; kann er sich aber auf seiner Höhe nicht behaupten, so geht es ihm, wie jeder Größe, die zu Falle kommt: die Unteren rächen sich dafür an ihm, daß er sie einst überragt hat. Die Kinder richten sich in allen diesen Stücken nach den Eltern, und so hatte ich die Ehre der Erhebung, aber auch die Schmach des Sturzes mit meinem Vater zu theilen. (...) Zunächst wurden meine Eltern feierlich als „Hungerleider“ eingekleidet, denn es ist charakteristisch an den geringen Leuten, daß sie das Sprichwort: Armuth sei keine Schande! zwar erfunden haben, aber keineswegs darnach handeln. (...) Dann fing man an, auf uns Kinder zu hacken. Die alten Spielkameraden zogen sich zurück oder ließen uns den eingetretenen Unterschied wenigstens empfinden; die neuen hänselten uns und zeigten sich widerwärtig, wo sie konnten, ja, die „Pflegehaus-Jungen“ drängten sich heran.*  
(Aufzeichnungen aus meinem Leben, W 8, 113–115)

*Ich kenne den furchtbaren Abgrund [der Armut], den Sie mir enthüllen, ich weiß, welch eine Un-Summe menschlichen Elends ihn erfüllt. Auch schaue ich nicht etwa aus der Vogel-Perspective auf ihn herab, ich bin schon von Kindheit auf mit ihm vertraut, denn wenn meine Eltern auch nicht gerade darin lagen, so kletterten sie doch am Rande herum und hielten sich nur mühsam mit blutigen Nägeln fest.*  
(An Sigmund Engländer, 27. Januar 1863, WAB 4, 577)

Im selben Jahr 1819 wird das Schulwesen in Schleswig-Holstein reformiert, wovon auch Hebbel unmittelbar profitiert:

*Auch Wesselburen erhielt nämlich seine Elementarschule, und an diese wurde ein Mann als Lehrer gewählt, dessen Namen ich nicht ohne ein Gefühl der tiefsten Dankbarkeit niederschreiben kann, weil er trotz seiner bescheidenen Stellung einen unermesslichen Einfluß auf meine Entwicklung ausgeübt hat; er hieß Franz Christian Dethlefsen und kam aus dem benachbarten Eiderstedt ...*  
(Aufzeichnungen aus meinem Leben, W 8, 107)

*„Niemand als der alte Dethlefsen“, sagte der Dichter häufig, „hat mir die grammatikalische Gewissenhaftigkeit eingepflanzt, die Sorgfalt im Gebrauche des Worts als unzerstörbares Fundament in mir gelegt!“*  
(Biographie 1, 46f.)

10. (oder 18.) November 1827

Tod des Vaters

*Als mein Vater am Sonnabend, Abends um 6 Uhr, den 11 Nov. 1827, nachdem ich ihn am Freitag zuvor noch geärgert hatte, im Sterben lag, da fleht' ich krampfhaft: nur noch 8 Tage, Gott; es war, wie ein plötzliches Erfassen der unendlichen Kräfte, ich kann's nur mit dem*

*konvulsivischen Ergreifen eines Menschen am Arm, der in irgend einem ungeheuren Fall, Hilfe oder Rettung bringen kann, vergleichen. Mein Vater erholte sich sogleich; am nächstfolgenden Sonnabend, Abends um 6 Uhr, starb er!*

(T 483, Dezember 1836)

Vgl. Wilhelm Meyer-Voigtländer: Der Vater Friedrich Hebbels. In: HJb 1959, 134–147.

Zur Bedeutung des Vaters für das Werk Hebbels vgl. Hergen Thomsen: Patriarchalische Gewalt als Grundkonflikt Hebbelscher Tragik. In: „Alles Leben ist Raub“, 15–26.

Hebbel kommt in das Haus des Kirchspielvogts Johann Jacob Mohr (1798–1872), zunächst als Laufbursche, später als Schreiber, und behält diese Position bis zum Ende seines Wesselburener Aufenthaltes bei.

*... so habe ich, dem Kirchspielvogt Mohr gegenüber, Ursache, nicht zum Haß, aber zur bitteren Geringschätzung auf alle Zeiten. Woher kommt mein schüchternes, verlegenes Wesen, als daher, daß dieser Mensch mir in der Lebensperiode, wo man sich geselliges Benehmen erwerben muß, jede Gelegenheit dazu nicht allein abschnitt, sondern mich dadurch, daß er mich mit Kutscher und Stallmagd an Einen und denselben Tisch zwang, aufs Tiefste demüthigte und mir oft im eigentlichsten Verstande das Blut aus den Wangen heraus trieb, wenn jemand kam und mich so antraf. Nie verwinde ich das wieder, nie; und darum habe ich auch nicht das Recht, es zu verzeihen.*

(T 2442, Januar 1842)

Vgl. Gustav Biebau: Der Kirchspielvogt Mohr. In: HJb 1965, 168–177. – Gerhard Ranft: Aus Friedrich Hebbels Wesselburener Schreiberjahren. In: HJb 1978, 267–287.

11. September 1828

„Der Ditmarscher und Eiderstedter Bote“, ein in Friedrichstadt erscheinendes Wochenblatt, veröffentlicht anonym die dreiseitige Erzählung *Treue Liebe*, die seit den 1950er Jahren als Frühwerk Hebbels angesehen wird. Sie wäre damit seine erste Publikation. Es folgen im gleichen Blatt 1829/30 *Der Traum*, *Antenors Traum* und *Die beiden Träume*. Aber erst das am 11. November 1830 erscheinende „Nachtgemälde“ *Holion* ist mit Hebbels Namen gezeichnet und ihm damit sicher zuzuschreiben.

Vgl. Wolfgang Liepe: Unbekannte und unerkannte Frühprosen Hebbels. In: HJb 1953, 28–79. – Heinz Stolte hat diese Zuschreibung bestritten, vgl. HJb 1990, 138–141.

18. Juni 1829

Im „Ditmarscher und Eiderstedter Boten“ erscheint das mit C. F. Hebbel unterzeichnete Gedicht *Sehnsucht*, das noch stark den Einfluß Schillers zeigt. Hebbel sprach später von *Treibhauspflanzen, die es bei erkünstelter Farbe doch nie zu Geruch und Geschmack bringen* (Tagebuch 136, Januar 1836). Dieser Erstlingspublikation folgen weitere Gedichte, Aphorismen und Erzählungen, die bis 1832 alle im „Boten“ erscheinen.

Vgl. zum Einfluß Schillers: Wolfgang Wittkowski: Der junge Hebbel. Zur Entstehung und zum Wesen der Tragödie Hebbels. Berlin 1969. – Hartmut Reinhardt: Der Rest ist Resignation. Hebbels Schiller-Rezeption: Nachfolge mit Schwierigkeiten. In: HJb 2000, 39–64.

1830

Seinen ersten dramatischen Versuch *Mirandola* (W 5, 3–30) versteckt Hebbel zwischen den Akten in seiner Schreiberstube, wo er erst nach seinem Tod wiederaufgefunden wird.

9. August 1832

Ein Brief an den damals berühmten Balladendichter Ludwig Uhland (1787–1862) steht in der Mitte einer Reihe mehr oder weniger realistischer Versuche Hebbels, aus Wesselburen wegzukommen. Auf seine Bitte, ihm eine Stelle in Stuttgart zu vermitteln, antwortet Uhland freundlich, aber abschlägig. Dennoch bleibt er für Hebbel ein Vorbild, und noch seine Gedichtausgabe von 1857 ist *Dem ersten Dichter der Gegenwart Ludwig Uhland in unwandelbarer Verehrung* gewidmet.

Vgl. Hartmut Fröschle: Hebbels Verhältnis zu Uhland. In: HSR 5. Wien 1995, 243–258.

18. August 1832

Der erste Brief der Hamburger Schriftstellerin Amalia Schoppe (1791–1858) an Hebbel als Antwort auf dessen Einsendung. Seine Gedichte und Erzählungen erscheinen nun in ihren Zeitschriften „Neue Pariser Modeblätter“ und „Iduna“.

*Ihre Lieder erfreuen mich unendlich: ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie werth Sie mir durch dieselben geworden sind! Ja, doppelt theuer sind diese Lieder mir, da sie von einem werthen Landsmann ausgehen; ich selbst bin nämlich eine Fehmaranerin, folglich müssen Sie mir schon erlauben, Sie als solchen zu begrüßen. Es regt sich viel Poesie unter unserm Volke, wovon ich oft Beweise erhalte, und Gott erhalte uns die! Prosa giebt's jetzt genug in der Welt und die armen Musen werden schier von der Politick verdrängt. Aus dem Gedichte „Würde des Volkes“, mir eins der liebsten in der gestrigen werthvollen Sendung, ersehe ich, daß auch Sie ein Liberaler sind; welcher gute, denkende Mensch wäre das aber wohl nicht in unserer Zeit?*

(WAB 1, 21)

Vgl. Heinz Stolte: Amalie Schoppe. Ein Beitrag zur Beurteilung ihrer Persönlichkeit. In: HJb 1963, 149–178. – Hergen Thomsen: Amalia Schoppe – Anatomie einer biedermeierlichen Literaturfabrik. In: Nordelbingen 63 (1994), S. 161–204.

18. April 1833

Das Gedicht *Der Schmetterling* (W 6, 196–198) ist das früheste, das Hebbel auch in seiner Gedichtausgabe von 1857 noch gelten läßt. Als Lyriker macht er in dieser Zeit rapide Fortschritte.

15. Juni 1834

*Proteus* (W 6, 253f.; ursprünglicher Titel: *Das höchste Lebendige*) ist das wichtigste von Hebbels frühen Weltanschauungsgedichten, das ihn als geistig fertigen Dichter zeigt und bestätigt, was er 1852 an Arnold Ruge schreibt:

*Ich habe seit meinem 22sten Jahre, wo ich den gelehrten Weg einschlug und alle bis dahin versäumten Stationen nachholte, nicht eine einzige wirklich neue Idee gewonnen; Alles, was ich schon mehr oder weniger dunkel ahnte, ist in mir nur weiter entwickelt und links und rechts bestätigt oder bestritten worden.*

(WAB 2, 549)

*[Der Dichter] ist einfach der Proteus, der den Honig aller Daseyns-Formen einsaugt (allerdings nur, um ihn wieder von sich zu geben) der aber in keiner für immer eingefangen wird.*

(An Luck, 16. Oktober 1860, WAB 4, 71)

Juli 1834

Amalia Schoppes Bemühungen um Hebbels Weiterkommen beginnen endlich Früchte zu tragen:

*Theuerer Hebbel!*

*Mein Herz ist Ihnen in diesem Augenblick so nahe, daß ich es mit der Feder auch sein muß. Eben war Bürgermeister Möller, ein Fahmeraner (also Landsmann) hier; er steht in Tönningen und hat durch Consul Lexow, dem mein Justizrath Albrecht, Postmeister hier, auf meine Bitte, von Ihnen und Ihren Talenten geschrieben hat, schon von Ihnen gehört. Man will zusammentreten und für Sie thun, was Sie glücklich machen wird: Sie sollen studiren! Möller hat mir seinen Handschlag darauf gegeben, daß er Alles aufbieten will, Ihnen zu diesem Ziele, in Verbindung mit Andern behilflich zu sein! Ich bin fast außer mir vor Freude! Dies ist radicale Hilfe, alles Andere wäre Stückwerk gewesen. (...) Es haben sich noch andere bereit erklärt, thätig für Sie zu sein – kurz es wird, es muß gehen!*

(WAB 1, 36)

Möller, Bertha Jenisch (spätere Gräfin Redern), Wilhelm Hocker und die Schoppe selbst stiften 150 Taler (oder 450 Hamburger Courantmark), die es Hebbel ermöglichen sollen, am Johanneum in Hamburg seine Schulbildung zu vollenden und später zu studieren.

Vgl. zu Hocker: Heinz Stolte: Wilhelm Hocker, Dichter und Rebell aus dem hamburgischen Vormärz. In: HJb 1977, 9–53.

7. Oktober 1834

Zur Hochzeit seines Prinzipals Mohr steuert Hebbel ein Gedicht bei und organisiert einen Fackelzug.

*Es sollten aber zugleich Lieder gesungen, gedichtet und überreicht, es sollte der Fackelzug geordnet werden. Der poetische Teil fiel Hebbel zu, während der nachmalige Organist Wacker den gesanglichen übernahm. Hebbel verlangte von dem musikalischen Dirigenten nur die Angabe des Versmaßes und zwei Stunden später hatte er seine poetischen Produkte fix und fertig abgeliefert. Das eine wurde vor dem Hochzeitshause unter Instrumentalbegleitung gesungen und dem jungen Paare überreicht, das andere bei dem Verbrennen der Fackeln lustig abgeorgelt. Als aber beim Überreichen des Hochzeitskarmens die Leiter des Fackelzuges und die besonders wirksamen Mitglieder dringend und wiederholt aufgefordert wurden, nunmehr das Fest bis ans Ende verschönern zu helfen, da war Hebbel zum Mitgehen in das Hochzeitshaus auf keinerlei Art zu bewegen.*

(Hebbels Persönlichkeit 1, 25)

1834/35

Der um sechs Jahre jüngere Klaus Groth (1819–1899), späterer Dichter des *Quickborn*, zu der Zeit aber Schreiber wie Hebbel selbst, berichtet lange nach dessen Tod, wie er dem bewunderten Landsmann in Heide begegnete:

*Mich bemerkte Hebbel wohl nicht, ich war klein und gänzlich knabenhaft. Ich hielt mich schon damals bewundernd in der Ferne, obgleich er erst nur wenige lyrische Gedichte ins Modeblatt der Amalie Schoppe hatte rücken lassen. Er war schlank gebaut, doch fleischig, beinahe üppig, mädchenhaft, eine große bewegliche Gestalt mit blauen Augen, blondem Haar. So war auch seine Stimme weich und biegsam wie seine Bewegungen. Er stand mit mehreren jungen Freunden, Schreibern bei Beamten wie er selber, vor einem Bücherbrett, das er mit raschen Blicken musterte. Einige Äußerungen, die er über Bücher machte, welche er herabnahm und oberflächlich durchblätterte, klingen mir in der Erinnerung etwas selbstbewußt. Ich sah später nach, es waren juristische Werke; damit also beschäftigte sich der Dichter, waren meine Schlüsse. Diese seine Freunde blickten offenbar mit Respekt zu ihm hinauf, gemengt vielleicht mit etwas Mißtrauen in sein Tun und Können. Ich selbst war ganz Ehrfurcht, seine Erscheinung war mir eine durchaus geniale. Vielleicht hat niemals jemand wieder mit dem ungemischten Gefühle reiner Bewunderung persönlich zu ihm aufgeblickt. (Hebbels Persönlichkeit 1, 37f.)*

14. Februar 1835

Hebbel verläßt Wesselburen und siedelt nach Hamburg über.

*Das Vaterland ist wie ein Freund; er hat freilich manchen Fehler, für die er eine Tugend haben könnte, und wenn man bei ihm ist, ärgert man sich eben so viel, als man sich freut; doch, wenn es nun zum Scheiden geht, so fühlt man wohl, daß man ihn nirgends besser finden wird, und steht still und weint!*

(An Kirchspielschreiber Voß, 19. März 1836, WAB 1, 77)

## Hamburg 1835/36

22. März 1835

In dem Gedicht *Geburtsnacht-Traum* (W 6, 255–258) beschreibt der Dichter, wie ihn im Traum seine Ahnen besuchen; es ist poetischer Abschied von Wesselburen und zugleich Versicherung seiner Herkunft.

23. März 1835

Beginn des Tagebuchs:

*Ich fange dieses Heft nicht allein meinen künftigen Biographen zu Gefallen an, obwohl ich bei meinen Aussichten auf die Unsterblichkeit gewiß sein kann, daß ich einen erhalten werde. Es soll ein Notenbuch meines Herzens sein und diejenigen Töne, welche mein Herz angiebt, getreu, zu meiner Erbauung in künftigen Zeiten, aufbewahren. Der Mensch ist anders als ein Instrument, bei welchem alle Töne in ewigem Kreislauf, wenn auch in den seltsamsten Kombinationen, wiederkehren; das Gefühl, welches in seiner Brust einmal verklingt, ist für immer verklungen; ein gleicher Sonnenstrahl erzeugt in der psychischen nie, wie in der physischen, dieselben Blumen. So wird jede Stunde zur abgeschlossenen Welt, die ihren großen oder kleinen Anfang, ihr langweiliges Mittelstück und ihr ersehntes oder gefürchtetes Ende hat. Und wer kann gleichgültig so manche tausend Welten in sich versinken sehen und wünscht nicht, wenigstens das Göttliche, sei es Wonne oder Schmerz, welches sich durch sie*

*hinzog, zu retten? Darum kann ich es immer entschuldigen, wenn ich täglich einige Minuten auf dieses Heft verwende.*

Hebbel führt das Tagebuch von 1835 bis 1863; die letzte Eintragung schreibt er sieben Wochen vor seinem Tod. In der heute allgemein gültigen Zählung werden 6176 Einträge aufgeführt. „Hätte Hebbel nichts anderes hinterlassen als sie“, schrieb der Literaturhistoriker Ernst Alker 1950 über die Tagebücher, „er wäre doch ein Unsterblicher geworden.“

Vgl. Joachim Müller. Zu Struktur und Funktion von Hebbels Tagebüchern. In: Hebbel in neuer Sicht, 109–122. – Peter Michelsen: Friedrich Hebbels Tagebücher. Eine Analyse. Göttingen 1966. – Günter Häntzschel (Hg.): Studien zu Hebbels Tagebüchern. München 1994.

6. Mai 1835

Erste Erwähnung Elise Lensings (14. 10. 1804–18. 11. 1854) im Tagebuch, nachdem er seit dem 1. April bei ihrem Stiefvater Ziese auf dem Stadtdeich zur Miete gewohnt hatte:

*Am gestrigen Tage habe ich Elisens Haus wieder verlassen. Ich habe wohl Ursache, den 6 Wochen, die ich bei ihr verlebt habe, ein kleines Denkmal zu setzen, denn so wie mir die Güte gleich beim Eintritt entgegen kam, habe ich die Liebe mit fort genommen. Das Mädchen hängt unendlich an mir; wenn meine künftige Frau die Hälfte für mich empfindet, so bin ich zufrieden.*

(T 31)

Vgl. zu Elise Lensing: Albrecht Janssen: Die Frauen rings um Friedrich Hebbel. Berlin/Leipzig 1919, S. 53–84. – Wilhelm Rutz: Friedrich Hebbel und Elise Lensing. Ein Kampf um Leben und Liebe. München 1922. – Detlef Cölln: Friedrich Hebbel und Elise Lensing, besonders der Ausgang dieses Verhältnisses. In: HJb 1951, 74–96 (mit Abb. des Grabsteins). – Heinz Stolte: Elise Lensing als Briefschreiberin. Bildnis einer Bildnislosen. In: HJb 1966, 9–31. – Hebbels Persönlichkeit 1, 495–498, 548, 549–554.

Romanhafte Darstellungen: Waldemar Augustiny: Elise und Christine. Die beiden Frauen im Leben Friedrich Hebbels. Heilbronn 1971. Neuauflage Heide 1986. – Sibylle Knauss: Ach Elise oder Lieben ist ein einsames Geschäft. Roman. Hamburg 1979.

14. Mai 1835

Hebbel tritt dem „Wissenschaftlichen Verein von 1817“ bei, in dem sich Primaner des Johanneums treffen und gegenseitig Vorträge zu historischen, philosophischen und literarischen Themen vorlesen. Da Hebbel seinen Mitschülern sowohl geistig als auch an Jahren voraus ist, dominiert er den Verein bald. Am

28. Juli 1835

hält er hier seinen Essay *Über Theodor Körner und Heinrich von Kleist* (W 9, 31–59), in dem er – gegen die damalige allgemeine Auffassung sowie auch gegen die Meinung seiner Mitschüler – die Bedeutung Kleists gegenüber dem überschätzten Körner hervorhebt:

*Heinrich von Kleist war, nach Göthe, der größte Dramatiker, den wir jemals gehabt haben und schon ist er seit 1811 begraben und noch kennen ihn nur Wenige seines Volks, während Theodor Körner, dieser elende Strohwisch, über den ein Wort sagen, zu viel sagen heißt, noch immer für ein Püppchen gilt, aus welchem ein Herkules hätte werden können.*

(An Jakob Franz, 22. Mai 1836, WAB 1, 87)

1. August 1835

*Meine erste Erzählung: Zitterlein, angef. d. 27. Juny, beendigt d. 1. Aug: (T 87) Gemeint ist Barbier Zitterlein (W 8, 33–62), die 1836 in der Braunschweiger „Mitternachtszeitung für gebildete Stände“ veröffentlicht wurde. Auch die anekdotische Erzählung Pauls merkwürdigste Nacht (W 8, 237–244; der ursprüngliche Titel Johann deutet auf Hebbels Bruder als Vorbild des komischen Helden) dürfte in dieser Zeit entstanden sein.*

Februar 1836

hält Hebbel sich in Wesselburen auf, um seine Mutter zu besuchen. Es bleibt der letzte Aufenthalt in der Heimat und das letztmal, daß er seine Mutter sieht.

*An einem kalten Wintertage sitze ich in der Stube meiner Mutter, die in diesem Augenblick – es ist 9 Uhr morgens – das Kaffeegeschirr vom Tisch nimmt, um mir Platz zum Schreiben zu machen. (...) Meine Reise ging sehr gut von statten; in 6 Stunden kamen wir mit unserm Ever von Altona nach Brunsbüttel, in einem Tage marschierten Alberti und ich von Brunsbüttel nach Wesselburen. Der Herzlichkeit, mit welcher ich hier von allen Seiten empfangen wurde, glich nur diejenige, mit welcher ich Allem, was ein Recht auf meine Neigung hatte, entgegen kam; ich lebe für jetzt so heiter, so anschließend und gesellig, als ob ich ewig hier leben sollte und dennoch erwacht besonders heute morgen in mir jene innere Unruhe, die Du kennst und die, wie ein Sturmvogel, mir das Ende der glücklichen Tage in Ditmarschen voraussagt und mich bewegt, mein Schiff segelfertig zu machen.  
(An Elise Lensing, Februar 1836, WAB 1, 68f.)*

Dies ist zugleich der erste Brief an Elise Lensing, dem in den nächsten zehn Jahren noch 90 weitere, teilweise außerordentlich umfangreiche folgen werden, in denen er auf beispiellos intensive Weise seine gesamten inneren und äußeren Erlebnisse darlegt.

27. März 1836

reist Hebbel, zusammen mit drei Mitschülern des Johanneums, aus Hamburg ab.

## Heidelberg 1836

3. April 1836

Ankunft in Heidelberg. Obwohl er ohne Abschluß vom Johanneum abging, will Hebbel in Heidelberg Jura studieren.

*Ich bin nun schon seit Wochen bis über die Ohren in Juristerei versenkt, höre Rechtsgeschichte u Institutionen und weiß desungeachtet noch nicht, ob ich dabei bleibe, weil ich nicht weiß, inwieweit ich bei einer begreiflicherweise äußerst mangelhaften Kenntniß des Lateins werde zum Ziel gelangen können. Doch werd' ich für das erste halbe Jahr, ich mag in diesem Punct nun Erfahrungen machen, wie ich will, redlich aushalten, allein Thibauts wegen, der mir auf die humanste Weise von der Welt das Honorar für seine Vorlesungen erlassen hat.  
(An Jakob Franz, 22. Mai 1836, WAB 1, 87)*

*Ich bin gegenwärtig Student und in Heidelberg, Letzteres mit ganzer, Ersteres mit halber Seele. Die tollen Wellen des academischen Lebens rollen an mir, wie an einem Felsblock, vorüber und reißen mich selten mit sich fort. Dies ist so wenig mein Verdienst, als meine*



*Schuld. Es bedarf des vollen Gefühls unbekümmerter Jugend, des durch keine Verhältnisse getrüben, heiteren Lebensmuths, wenn man sich freudig in einen Kreis hinein stürzen soll, der so wenig mit des Menschen, als mit der Menschheit höchsten Interessen etwas zu thun hat und der, weil Kraft und Vermögen immer ihr Medium suchen, für die Nothwendigkeit das Willkürlich-Phantastische supponirt. Ich wollte, daß ich 's könnte, aber Niemand kommt von der Galeere, wie er sie betrat. All mein Bestreben ist auf poetisches Schaffen und poetisches Wirken gerichtet; was damit nicht nach irgend einer Seite zusammen hängt, das ist für mich nicht da.*

(An Klaus Voß, 14. Juli 1836, WAB 1, 94f.)

In diesen ersten Tagen und Wochen in Heidelberg lernt Hebbel den jungen Emil Rousseau (1817–1838) kennen, einen aus Ansbach stammenden Studenten, der zum engsten Freund der Heidelberger und Münchner Zeit wird.

6. Mai 1836

dichtet Hebbel das *Nachtlied*:

*Quellende, schwellende Nacht,  
Voll von Lichtern und Sternen:  
In den ewigen Fernen,  
Sage, was ist da erwacht?*

*Herz in der Brust wird beengt;  
Steigendes, neigendes Leben,  
Riesenhaft fühle ich 's weben,  
Welches das meine verdrängt.*

*Schlaf, da nahst du dich leis,  
Wie dem Kinde die Amme,  
Und um die dürftige Flamme  
Ziehst du den schützenden Kreis.*

9. Juni 1836

*Gestern Abend die Anna beendet. Zum ersten Mal Respect gehabt vor meinem dramatisch-episch in Erzählungen sich ergießenden Talent.*

(T 178)

Vgl. Heinrich Detering: Hebbel oder Die Vernichtung der Vaterwelt. *Anna*, Kleist und die Autobiographie. In: Herkunftsorte. Literarische Verwandlungen im Werk Storms, Hebbels, Groths, Thomas und Heinrich Manns. Heide 2001, S. 44–81. – Dorothea Kunz: Dramatisch konzipierte Prosa. Eine Interpretation von Friedrich Hebbels Novelle *Anna*. In: HJb 2004, 91–117.

12. September 1836

Abschied von Heidelberg. Hebbel reist zu Fuß über Straßburg, Stuttgart, Tübingen, Reutlingen und Ulm nach München.

*In Straßburg habe ich den Münster gesehen und natürlich erstiegen. Ein außerordentliches Werk, über welches Rechenschaft zu geben, fast eben so schwer ist, als es nachzumachen. In Stuttgart ist es mir sehr gut gegangen. Ich besuchte zuerst den Doctor Hermann Hauff,*

*Bruder von Wilhelm Hauff, ersten Redacteur des Morgenblatts, sagte ihm, daß ich nach München ginge u fragte ihn, ob das Morgenblatt Correspondenz-Artikel aus München brauchen könne. Er antwortete mir, daß eine Correspondenz aus München sowohl ihm, als Herrn von Cotta äußerst willkommen seyn würde.*

Der Kontakt zum damals sehr angesehenen „Morgenblatt für gebildete Stände“, das seit 1807 im Verlag Cotta erschien und in dem schon Goethe publiziert hatte, war für Hebbels berufliche Zukunft sehr wichtig. Hier erschienen in den nächsten Jahren von Hebbel Berichte, Gedichte, Aufsätze und Dramenauszüge.

*Von Hauff ging ich zu Gustav Schwab. Ein herzlicher Mann, der mir mit großer Freundlichkeit entgegen kam und mir einige Zeilen nach Tübingen an Uhland mit gab. (...) Tags darauf ging's nach Tübingen u Nachmittags um 2 Uhr zu Uhland. Man erwartet, ein bedeutender Mann soll, wie eine Voltaische Säule, seyn und electriche Stöße geben, wo man ihn nur berührt. (...) Dennoch aber war er mir fast zu simpel; wer sein Gold zu Rathe hält, pflegt sich doch auf Scheidemünze zu halten, aber er führte über die unbedeutendsten Dinge die Conversation mit einer unbegreiflichen Schwierigkeit (...) u da kann man ein inneres Mißbehagen nicht unterdrücken, wenn man ein Verehrtes u Hochgeschätztes so ganz u gar anders findet, als man es erwartete. Ich wollte gedrückt, ja erdrückt seyn, u eben dies, daß Uhland mich nicht drückte, war mir zuwider. Der Mensch ist ein Narr; läßt der Jupiter seine Donnerkeile zurück, so mag er sehen, wie er zum Weihrauch kommt.  
(An Elise Lensing, 30. September 1836, WAB 1, 112f.)*

29. September 1836

Ankunft in München; er nimmt Logis in der Vorstadt Max, Sommerstraße N: 3, eine Stiege hoch, bei der Revisorin Ruerl (T 365).

### München 1836–1839

Die zweieinhalb Jahre, die Hebbel in München verlebt, sind arm an äußeren Ereignissen, aber umso bedeutsamer für seine innere Entwicklung. Er ist *jetzt nicht mehr stud: jur: sondern Literat*. Da er davon allerdings nicht leben kann und das Hamburger Stipendium bald aufgebraucht ist, wird er zunehmend auf die Unterstützung Elise Lensings angewiesen sein. Er hat, außer Emil Rousseau, der ihm von Heidelberg bald nachfolgt, keine Freunde und kaum Kontakt zur Münchner Kulturszene. Andererseits legen 1166 Tagebucheintragungen aus dieser Periode Zeugnis ab von Hebbels intensiver geistiger Auseinandersetzung mit der Zeit und dem Bemühen, seinem Dichtertum eine geistige Grundlage zu schaffen.

26. Oktober 1836

*Solltest Du's glauben, daß ich verliebt bin? Und doch ist das wirklich der Fall, und in so hohem Grade, wie jemals. Mir gerade gegenüber wohnt ein wunderschönes Mädchen. (...) Gestern Abend habe ich sie, nachdem ich 8 Tage lang auf jeden ihrer Schritte mit der Sorgfalt eines Polizei-Agenten gepaßt, zum erstenmal gesprochen, und bin für das erste Mal weit genug gekommen; nämlich zum Versprechen eines abermaligen Rendezvous. O, was ist doch die Liebe (jetzt erwartest Du etwas ganz Anderes, als folgen wird) für ein angenehmes Kaminfeuer in rauhen Herbsttagen, wenn sie zum 3<sup>ten</sup> oder 4<sup>ten</sup> Male kommt!  
(An Jakob Franz, WAB 1, 123)*

Das Mädchen ist die Schreinerstochter Josepha Schwarz (geb. 1813), genannt Beppi, die Hebbel gegenüber in der Sommerstraße 6 wohnt.

Vgl. Ernst Beutler: Beppi. In: Essays um Goethe. 7. Aufl. Zürich u München 1980, S. 711–722.

27. Oktober 1836

erscheint im „Morgenblatt“ der erste *Münchner Brief*, der das Oktoberfest behandelt (W 9, 361–371). Am 13. Dezember werden dort die Gedichte *Nachtlied* (s.o.) und *Liebesgeheimnis* abgedruckt.

5. Dezember 1836

*Heut Abend Schelling gehört. Leute der Art sind gewöhnlich Gewitter, statt Lichter, er nicht.*  
(T 465)

Über den Einfluß des romantischen Naturphilosophen Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling (1775–1854), der zu dieser Zeit in München lehrte, auf das Denken Hebbels ist in der Forschung seit hundert Jahren gestritten worden, ohne daß eine einheitliche Auffassung erreicht wurde.

Vgl. Wilhelm Waetzold: Hebbel und die Philosophie seiner Zeit. Diss. Berlin 1903. – Ernst Lahnstein: Das Problem der Tragik in Hebbels Frühzeit. Stuttgart 1909. – Wolfgang Liepe: Hebbel und Schelling. In: Hebbel WdF, 208–229 [zuerst 1953]. – Otfried Ehrismann: Philosophie, Mythologie und Poesie. Hebbels Schellingrezeption in den Nibelungen. In: Neue Studien, 85–102.

31. Dezember 1836

*Hab' Achtung vor dem Menschenbild,  
Und denke, daß, wie auch verborgen,  
Darin für irgend einen Morgen  
Der Keim zu allem Höchsten schwillt.*

*Hab' Achtung vor dem Menschenbild,  
Und denke, daß, wie tief er stecke,  
Der Lebensodem, der ihn wecke,  
Vielleicht aus Deiner Seele quillt.*

*Hab' Achtung vor dem Menschenbild!  
Die Ewigkeit hat eine Stunde,  
Wo jegliches Dir eine Wunde  
Und, wenn nicht die, ein Sehnen stillt!*

*Dies Gedicht, entstanden in der Neujahrs-Nacht, schreib' ich in mein Tagebuch nieder, weil es für mich im Sittlichen eine Epoche bildet. Es ist der Maaßstab, nach dem ich mich richten werde. Aber, was hilft's, sich selbst Sünder nennen, wenn man nicht zu sündigen aufhört, und das ist mein Fall. Durch Nichts greif' ich die Unverletzbarkeit eines Menschen mehr an, als durch meine nichtswürdige, alle Grenzen überschreitende, Empfindlichkeit, denn gegen sie kann er sich so wenig schützen, als vertheidigen, weil er in ihr Krankheit oder Krankhaftigkeit schonen zu müssen glaubt.*  
(T 576)

1. April 1837

Hebbel zieht zu Beppis Eltern, dem Schreinermeister Schwarz. Im Mai 1838 zieht er mit der Familie in die Landwehrstraße Nr. 10 um.

Ende 1836 und in der ersten Hälfte des Jahres 1837, während in München die Cholera herrscht, entstehen mehrere Erzählungen: *Der Schneidermeister Nepomuk Schlägel auf der Freudenjagd*, das Märchen *Der Rubin*, das er später in Wien zu einem Drama umarbeiten wird, das Fragment gebliebene *Die beiden Vagabunden* und, als umfangreichste Arbeit, *Schnock. Ein niederländisches Gemälde*. Alle diese Arbeiten erscheinen erst ein Jahrzehnt später im Druck.

*Ich studirte damals in München, und das in dem Winter, wo die Cholera dort wüthete. Die Krankheit räumte in meinem eigenen Hause auf, links und rechts fielen die Menschen um, wie Fliegen, die Todtenwagen flogen durch die Straßen, die Leichenglocken hörten gar nicht auf, zu bimmeln. Ich war ein armer Teufel und konnte für meinen Leib wenig oder gar Nichts thun, um das aber einzubringen, vergönnte ich meiner Phantasie, die ich sonst streng unter Clausur hielt, einige Excursionen und so entstand Schnock, der Schneidermeister Nepomuck Schlägel auf der Freudenjagd und der Philister. Letzteren, der besser war, wie die andern beiden Stücke, habe ich später einmal in einem Augenblick höchster Muthlosigkeit nebst Hunderten von Briefen, vielen Gedichten u.s.w. verbrannt; wenn Schnock und Anderes dem nämlichen Schicksal entging, so geschah es nur, weil mein Freund Rousseau die Sachen zufällig in Händen hatte und sich nicht in München, sondern im Gebirg befand.*  
(An Gustav Kühne, 4. März 1850, WAB 2, 126)

Vgl. Ingrid Kreuzer: Hebbel als Novellist. In: Hebbel in neuer Sicht, 150–163. – Herbert Kaiser: *Schnock* und anderes aus Hebbels epischem Labor. Über den Ursprung seines Dramas aus Erzählexperimenten. In: HJb 1996, 33–48. – Nicholas Saul: Zum Zusammenhang von Hebbels früher Erzähl- und Reiseprosa: Kunst, Leben und Tod im Übergang zur Moderne. In: HJb 2004, 73–90.

5. Juli 1837

Beppis Bruder Karl wird (zu Unrecht, wie sich später herausstellt) wegen Diebstahls beim Advokaten Klessing verhaftet. Dieses Erlebnis wurde für Hebbel später zum Anstoß für sein bürgerliches Trauerspiel *Maria Magdalena*.

*Der Maria Magdalena z. B., der Sie Ihr Wohlwollen noch immer nicht entzogen haben, liegt ein Vorfall zu Grunde, den ich in München selbst erlebte, als ich bei einem Tischlermeister, der mit Vornamen sogar Anton hieß, wohnte. Ich sah, wie das ganze ehrbare Bürgerhaus sich verfinsterte, als die Gensd'armen den leichtsinnigen Sohn abführten, es erschütterte mich tief, als ich die Tochter, die mich bediente, ordentlich wieder aufathmen sah, wie ich mit ihr im alten Ton scherzte und Possen trieb.*  
(An Sigmund Engländer, 23. Februar 1863, WAB 4, 593)

22. Oktober 1837

*In der Zeit meines einjährigen Aufenthalts in München habe ich verbraucht: 302 fl 13 xx, monatlich also über 25 fl. Verdient in der ganzen Zeit 30 fl.*

*Jene 302 fl 13x bestehen aus nachfolgenden Posten:*

*Bei meiner Ankunft hatte ich 8 fl*

*d. 19 Oct erhielt ich von E[lise] 83 fl 43 x*

*im Decbr. erhielt ich die R[endtorff] vorgeschossenen 100 fl*

*im März 2 Ducaten von A[lbrecht] 11 fl*

*im May 1837 erhielt ich von E[lise] 85 fl  
im July von Cotta 30 fl, davon verbraucht bis heute 14 fl 30 x  
zusammen 302 fl 13 x*

*Die Rechnung ist verkehrt, denn von der bei meiner Ankunft aus H[eidelberg] erhaltenen Summe lieh ich ja an R[endtorff], es sind also wenigstens abzuziehen 60 fl; bleibt 242 fl; monatlich also 20 fl.*

(T 899)

Abkürzungen: fl = Gulden, x = Kreuzer; 1 Gulden = 60 Kreuzer. Die damals gebräuchlichen Währungen: 1 Louisdor = 1 Friedrichsdor = 2 Dukaten = 5 Taler = 10 Hamburger Bankmark = 15 schleswig-holsteinische und hamburgische Kurantmark = 10 Gulden.

Vgl. zu den Lebenshaltungskosten im 19. Jahrhundert: Finanztagebücher, 305–318.

6. März 1838

*Die Gottheit selbst, wenn sie zur Erreichung großer Zwecke auf ein Individuum unmittelbar einwirkt und sich dadurch einen willkürlichen Eingriff (...) in's Weltgetriebe erlaubt, kann ihr Werkzeug vor der Zermalmung durch dasselbe Rad, das es einen Augenblick aufhielt oder anders lenkte, nicht schützen. Dies ist wohl das vornehmste tragische Motiv, das in der Geschichte der Jungfrau von Orleans liegt. Eine Tragödie, welche diese Idee abspiegelte, würde einen großen Eindruck hervor bringen durch den Blick in die ewige Ordnung der Natur, die die Gottheit selbst nicht stören darf, ohne es büßen zu müssen.*

(T 1011)

Diese Vorstellung einer tragischen Weltordnung, der selbst Gott unterworfen ist, zeigt Hebbel auf dem Weg zum Tragiker. Aus dem Plan einer *Jungfrau von Orleans*-Tragödie entwickelte sich später die *Judith*.

18. August 1838

Emil Rousseau promoviert über das (offensichtlich von Hebbel beeinflusste) Thema: „Beurtheilung der beiden berühmtesten Heldenthaten, der Schlachten bei Thermopylä und Hemmingstedt, basirt auf eine Darstellung und Parallele der socialen Zustände Sparta's und Dithmarschen's“.

*Mein Freund hat vor einiger Zeit als Doctor phil: promovirt. Ich opponirte ihm bei der Gelegenheit (d.h. bestritt seine aufgestellten Thesen) und machte die Erfahrung, daß es mir gleichgültig ist, ob ich in meinem Zimmer, einem einzigen Zuhörer gegenüber reden soll, oder in der größten Versammlung. Die Versammlung war glänzend und ansehnlich genug; alle Professoren der Universität waren anwesend und außerdem von den Verwandten meines Freunds, der, aus einer sehr vornehmen Familie, fast mit dem ganzen München verschwägert ist, das Auditorium stark angefüllt. Er forderte Niemanden zur Opposition auf, als mich, was nicht wenig auffiel, da der Doctorand sich sonst immer an die Professoren wendet; unser Gefecht (meinerseits durchaus Spiegelfechtereie, da es mir mit keinem meiner Einwürfe ernst seyn konnte, weil ich eigentlich mich selbst bestritt) dauerte über eine Stunde.*

(An Elise Lensing, 13. September 1838, WAB 1, 236f.)

Vgl. den Wiederabdruck der Dissertation in: HJb 1990, 25–65.

4. September 1838

Tod der Mutter.

*Sonntag, den 16<sup>ten</sup> d. M., als ich kaum zu Mittag gegessen hatte, erhielt ich einen Brief von meinem Bruder, worin er mir anzeigte, daß meine Mutter Antje Margaretha, geb. Schubart, in der Nacht vom 3<sup>ten</sup> auf den 4<sup>ten</sup> um 2 Uhr gestorben sey. Sie hat ein Alter von 51 Jahren 7 Monaten erreicht und ist, was ich für eine Gnade Gottes erkennen muß, nur 4 Tage krank gewesen, 4 Tage ganz leidlich, so daß sie noch selbst aufstehen konnte, den 5<sup>ten</sup> sehr bedeutend, mit Krämpfen geplagt, die ein Schlagfluß mit dem Leben zugleich (auf sanfte Weise, wie der Arzt sich aussprach) endete. Sie war eine gute Frau, deren Gutes und minder Gutes mir in meine eigne Natur versponnen scheint: mit ihr habe ich meinen Jähzorn, mein Aufbrausen gemein, und nicht weniger die Fähigkeit, schnell und ohne Weiteres Alles, es sey groß oder klein, wieder zu vergeben und zu vergessen.*  
(T 1295)

*Der rechte Schmerz um meine Mutter hat mich noch nicht erfaßt. Auch zum Schmerz gehört Kraft, und die meinige liegt in Ohnmacht, mein Herz steht still, mein Geist ist gefesselt. Der rechte Schmerz wird erst kommen, wenn ich wieder ich selbst bin, wenn ich in Erinnerungen aus der Vergangenheit und in Träumen der Zukunft webe. Dann, wenn das Glück mir eine Blüte nach der andern zuwirft, werd' ich lächeln und fragen: wozu? Jetzt bin ich selbst halb todt.*

(An Elise Lensing, 17. September 1838, WAB 1, 240)

2. Oktober 1838

Im elterlichen Haus in Ansbach stirbt Emil Rousseau 22jährig am Typhus.

*O, Elise, das war der beste Mensch, den die Erde je getragen hat. Ich weiß, ein Jeder sagt das im Augenblick eines solchen Verlustes, aber ich sage Nichts, als was ich immer gefühlt habe. Du kennst mich, Du weißt, wie schwer es mit mir zu leben ist; dritthalb Jahre sind wir Freunde gewesen, zwei Jahre waren wir ununterbrochen zusammen, und niemals, niemals haben wir uns entzweit. An mir lag es nicht, wenn es nicht geschah, aber seine himmlische Sanftmuth, seine Kraft, Alles, was ihn verletzen mußte, still in sich zu verschließen, seine Großmuth, meinem geringen, nichtswürdigen Talent jede Herbheit meines Wesens zu vergeben, ach alle jene hohen Eigenschaften seines Herzens, die mich ihn jetzt in der Glorie eines Heiligen erblicken lassen, ließen nie einen Zwist aufkommen. (...)*

*„Schlumm're sanft!“ Das war der Gruß, mit dem er mich des Abends (ich brachte die Abende meistens mit ihm in seinem Zimmer oder im Freien zu) gewöhnlich entließ. Seine Stimme war so innig, so unendlich weich und mild, mir däucht jetzt, ich habe niemals etwas Süßeres gehört. Dies „Schlummre sanft“ klingt mir immerwährend in der Seele fort; ich glaubte es die ganze, letzte Nacht zu hören, es tönte in meinen Schlaf hinein. Ja, schlummre sanft, mein liebster, theuerster, unvergesslicher Rousseau, schlumm're sanft, vergieb mir, oder, wenn's seyn muß, vergiß mich, und bitte Gott, daß er dies verfluchte harte, starre Herz so zerquetsche, zerdrücke, martre, bis es wieder zu fühlen anfängt, oder zu schlagen aufhört; Dir aber gebe er die Seligkeit des reinsten Daseyns und die Kraft, Deinen Geliebten, Deinen armen Eltern und Geschwistern noch als Geist zu nahen und sie zu trösten.*

*Ich kann jetzt nicht weiter schreiben.*

(An Elise Lensing, 5. Oktober 1838, WAB 1, 250f.)

Der Kontakt mit der Familie Rousseau, besonders mit Vater und Schwester des Freundes, bleibt erhalten; später werden sie Hebbel finanziell unterstützen. Die Gedichtausgabe von 1842 ist *Dem Andenken meines Freundes Emil Rousseau* gewidmet.

3. Januar 1839

*Winterlandschaft*

*Unendlich dehnt sie sich, die weiße Fläche,  
Bis auf den letzten Hauch von Leben leer;  
Die muntern Pulse stockten längst, die Bäche,  
Es regt sich selbst der kalte Wind nicht mehr.*

*Der Rabe dort, im Berg von Schnee und Eise,  
Erstarrt und hungrig gräbt sich tief hinab  
Und gräbt er nicht heraus den Bissen Speise,  
So gräbt er, glaub' ich, sich hinein ins Grab.*

*Die Sonne, einmal noch durch Wolken blitzend,  
Wirft einen letzten Blick aufs öde Land;  
Doch gähnend auf dem Thron des Lebens sitzend,  
Trotzt ihr der Tod im weißen Festgewand.*

Innerlich ausgelaugt und beruflich gescheitert, sehnt Hebbel sich danach, aus München wegzukommen. Für eine Promotion fehlt ihm das Geld. Den Winter 1838/39 verbringt er nur noch in München, weil er die Reise nach Hamburg bei schlechtem Wetter fürchtet. Nach Hamburg geht er aber nur zurück, weil er keine andere Wahl hat. Am

11. März 1839

tritt er die Reise nach Hamburg an, die er zum größten Teil zu Fuß zurücklegt, günstige Mitfahrgelegenheiten und eine Fahrt mit der ersten deutschen Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth (1835 eröffnet) abgerechnet (vgl. das „Reise-Journal“ T 2654). Nur Beppi Schwarz verabschiedet ihn in München; die beiden werden sich nie wiedersehen. Am

30. März 1839

trifft er abgerissen und erschöpft in Harburg mit Elise zusammen.

*Beklemmendes Gefühl, als ich die Thürme von Hamburg, die mir bei einer Biegung des Weges plötzlich in die Augen sprangen, wieder erblickte; lauter halbe, zerrissene, in sich nichtige und bestandlose Verhältnisse; ein Wolkenheer und nur ein einziger Stern: Elise; diese, von Göttingen aus über den Tag meiner Ankunft benachrichtigt, kam Nachmittags mit dem Dampfschiff in Harburg an; schmerzlich-süßes Wiedersehen, denn auch wir standen nicht zu einander, wie wir sollten und schlecht vergalt ich ihr ihre unendliche Liebe, ihre zahllosen Opfer, durch ein dumpfes, lebefauls Wesen.*  
(T 2654)

## Hamburg 1839–1842

Was in Wesselburen gesät wurde und in München Wurzeln fasste, kommt jetzt in Hamburg zur Blüte: Hebbel findet zum Drama und vollendet seine dichterische Entwicklung. Seine *Judith* wird in Berlin und Hamburg aufgeführt und erregt die Aufmerksamkeit des literarischen Deutschlands, seine Werke erscheinen im Verlag von Julius Campe. Dem

künstlerischen Erfolg steht aber kein finanzieller entgegen, Hebbel lebt ärmlich mit Elise Lensing zusammen (Stadtdeich Nr. 43), dem Paar wird ein Sohn geboren. Trotz Kontakten zu Schriftstellern des „Jungen Deutschland“ wie Gutzkow oder Wienbarg bleibt er von der kulturellen Szene isoliert. Der persönliche Umgang beschränkt sich oft auf den aus Polen stammenden Eduard Janinsky (1805–1876), einen verkrachten Schriftsteller, der nach der Revolution von 1848 nach Amerika auswanderte. Seine Stimmung schwankt zwischen poetischem Rausch und depressiver Verzweiflung.

Vgl. Walther Vontin: Hebbels Hamburg. In: HJb 1963, 179–205.

11. April 1839

*Jetzt sitze ich wieder in der nämlichen Kammer, in welcher ich vor drei Jahren saß und Vocabeln auswendig lernte. Die Kammer hat sich verändert, wie ich selbst, sie ist größer und stattlicher geworden. Draußen in den Bäumen, die vor dem ehemaligen Haus der Doct.[orin Schoppe] stehen, heult der Wind, die langsame, schnarrende Stimme des Nachtwächters tönt zu mir herüber, auf dem Vorplatz geht mühsam und schwer eine Uhr. Ein wunderlicher Zustand, alt und doch zugleich völlig neu.*

(T 1550)

*Aus dem Fenster sehend, erblicke ich dieselbe Waschfrau, die ich schon vor 3 Jahren in ihrem kleinen Stübchen von früh an emsig thätig sah. Gott, drei Jahre immer dasselbe: fremder Leute Kleider vom Schmutz reinigen.*

(T 1551)

Juni 1839

Lebensgefährliche Erkrankung Hebbels an einem gastrischen Fieber.

*Mein Zustand stieg bald in's Unerträgliche, ich konnte nicht gehen noch stehen, nicht liegen noch sitzen, die Luft ging mir aus und ich fürchtete alle Augenblick, zu ersticken. Blutigel und Aderlässe änderten Nichts. Am Sonntag, dem 2ten Juny (mir ein unvergeßlicher Tag!), wo ich vor Schmerz, wie ein gemartertes Thier, laut aufschrie, bat mich mein Arzt, ihm die Zuziehung eines Collegen zu gestatten. In seinem Gesicht stand das Schlimmste geschrieben. „Steht's so? – sagte ich – da will ich selbst zu Dr. Assing schicken.“ Dieser ist wohl der gelehrteste und genialste Arzt in Hamburg und mir persönlich befreundet; (...) Assing und Steinheim kamen; in meinem Vorzimmer lange Deliberationen; Resultat: noch ein Aderlaß. Ich ward (seit 2 Tagen hatte ich mein Sopha nicht verlassen, weil ich nur im Sitzen athmen konnte) unter schrecklichen Schmerzen von den Aerzten selbst in's Bett gebracht, der Wundarzt war gleich da und die Vene ward angeschlagen. Anfangs kam kein Blut und Assing ward (ich beobachtete ihn sorgfältig) todtenbleich, endlich floss es und mir wurden 8 Tassen abgezapft. Nun spürte ich Linderung. Darauf bekam ich in der Seite und auf dem Rücken 32 Schröpfköpfe, die den Schmerz ganz vertrieben. Assing blieb die ganze Nacht bei mir, am nächsten Morgen gab er mir die Versicherung, die Gefahr sey vorüber. Was erfuhr ich aber später? Wäre der Aderlaß noch eine halbe Stunde aufgeschoben worden, so hätte er gar keine Wirkung mehr haben können und dann wäre ich (ich erhielt ihn um 4 Uhr) noch vor 6 unfehlbar am Lungenschlag gestorben! (...) Was nun folgt, versteht sich von selbst: noch 14 Tage Betthütere; dann 8 Tage Stubenarrest; unerhörte Mattigkeit; langsames Wieder zu sich selbst kommen des insolventen Körpers.*

(An Klaus Voß, 25. Juli 1839, WAB 1, 302f.)



David Assing (1787–1842), gehörte in seiner Jugend zum romantischen Kreis um Kerner und Chamisso, war der Schwager Karl August Varnhagens und Vater der Schriftstellerinnen Ludmilla und Ottilie Assing. Von 1815 an praktizierte er in Hamburg und war seitdem einer der engsten Freunde der Schoppe.

Karl Gutzkow: J. D. Assing. In: Karl Gutzkows ausgewählte Werke. Hg. von H. H. Houben. Leipzig o. J. 8. Band, S. 219–229.

3. Oktober 1839

*Gestern fing ich meine Tragödie Judith an und schrieb ein Paar Scenen, die mir gefielen. Heute schrieb ich fort und es glückte wieder. Leben, Situation und Charakter springen in körniger Prosa ohne lange bauschige Adjectiva, die den Jambus so oft ausfüllen helfen müssen, frisch und kräftig hervor. Gott, wenn das ginge! Wenn die bisherige Pause, dies Stocken des poetischen Stroms nichts bedeutet hätte, als ein neues Bett! Ich wäre glücklich! Von meiner Poesie hängt mein Ich ab; ist jene ein Irrthum, so bin ich selbst einer!*  
(T 1677)

28. Januar 1840

Fertigstellung der *Judith*. Durch eine Lesung vor Freunden ermutigt läßt er es als Bühnenmanuskript drucken und gibt die Druckfahnen der Schoppe zu lesen. Diese antwortet am

17. Februar 1840:

*Ich habe, lieber Hebbel! Die Nacht Ihre „Judith“ gelesen; brauche ich Ihnen zu sagen, wie sie auf mich gewirkt, wie mich erfreut und erschüttert hat? Auf jeden Fall erwirbt sie Ihnen den Platz in der Literatur, der Ihnen mit Recht zukömmt. Ich stelle Sie zum Shakespeare, damit ist, denke ich, Alles gesagt, und da Sie mich nicht als Schmeichlerin kennen, wird Sie das erfreuen, sofern mein Urtheil Ihnen nur irgend Etwas gilt. Wäre ich eine Eleonore, so erhielten Sie heute den Lorbeerkrantz von mir; so bescheide ich mich, wie’s sich für mich geziemt.*  
(WAB 1, 318)

Sie vermittelt den Kontakt zur Berliner Schauspielerin Auguste Stich-Crelinger (1795–1865), die die Aufführung am Berliner Hoftheater betreibt. Unabhängig davon verschlechtert sich das Verhältnis zwischen Hebbel und der Schoppe in den nächsten Wochen rapide. Im Tagebuch fallen jetzt Äußerungen wie: *Die Schoppe ist doch ein elendes, erbärmliches Weib!* (T 1985), *Die Doctorin Schoppe häuft jetzt Beleidigung auf Beleidigung* (T 2000) oder spricht von ihrem *leeren, heuchlerischen, sich mit jeder fremden Farbe schminkenden Wesen* (T 2029). Schließlich wird der Bruch unabwendbar, den Hebbel am

25. Mai 1840

mit einer bis in’s Einzelste gehenden Auseinandersetzung des seit jeher in den verschiedensten Modificationen zwischen uns bestehenden Verhältnisses (T 2022) herbeiführt. Auf siebzehn Folioseiten beschreibt er in diesem „Memorial“ alle Stadien dieses Verhältnisses und kommt zum Schluß:

*Am unglücklichsten ist der Mensch, wenn er durch seine geistigen Kräfte und Anlagen mit dem Höchsten zusammen hängt u durch seine Lebensstellung mit dem Niedrigsten verknüpft*

wird. (...) Ein solcher Mensch sieht sich, trotz des ihm an- und eingeborenen Stolzes zur Zeit seiner Entwicklung gezwungen, ohne Wahl von Jedermann, der eben will, sich Verpflichtungen auflegen zu lassen, u geräth hiedurch in einen unausgleichbaren Zwiespalt mit sich selbst, indem er, der all sein Denken u Sinnen auf das Geistige gerichtet hat, und der, was man zuweilen gar an ihm rühmt, die irdischen Dinge viel zu gering schätzt, dennoch für eine unbedeutende Geldunterstützung, oder für einen mit Schaam u Qual besuchten Tisch eine ewige Dankbarkeit bezeigen soll. Wie der Baum unmittelbar durch sein Grünen und Blühen für empfangenen Regen und Sonnenschein den Dank abträgt, so sollte auch der Mensch, dem man seines Geistes wegen Hülfe und Beistand leistet, durch Früchte des Geistes seiner Erkenntlichkeit hiefür genug thun können; doch diese naturgemäße Art der Compensation gefällt den wenigsten Wohlthätern...

(WAB 1, 344)

6. Juli 1840

Uraufführung der *Judith* am Berliner Hoftheater, mit einem veränderten Schluß, der die Tragik der Heldin abmildert und am Ende in einen Triumph verwandelt.

Vgl. Gerhard Fricke: Gedanken zu Hebbels *Judith*. In: HJb 1953, 9–27. – Wolfgang Wittkowsi: Hebbels *Judith*. In: Hebbel in neuer Sicht, 164–184. – Manfred Durzak: Hebbels *Judith* – Deutungsprobleme und Deutung. In: HJb 1971/72, 36–62. – Birgit Fenner: Judiths Unbedingtheitsspiel. Der Kampf um Anerkennung und Selbstfindung der Frau bei Hebbel. In: Neue Studien, 31–44. – Ludger Lütkehaus: Opfer der Zeit. Hebbels *Judith* und *Genoveva*. Heidelberg 1985.

Aus finanziellen Gründen sieht sich Hebbel gezwungen, für die „Wohlfeilste Volksbibliothek“ des Verlages B. S. Berendsohn in Hamburg zwei historische Schriften zu verfassen: *Geschichte des dreißigjährigen Kriegs* und *Geschichte der Jungfrau von Orleans*, beide 1840 erschienen. Er veröffentlicht beide unter dem Pseudonym Dr. J. F. Franz und leugnet sogar öffentlich die Verfasserschaft, so peinlich war ihm die ganze Angelegenheit. Das Honorar soll keine achtzig Taler betragen haben.

2. September 1840

Die hochschwangere Elise reist nach Ottensen, um dort ihre Niederkunft abzuwarten.

*Gestern Abends um 9 Uhr ist Elise abgereis't. Nachbarn vor den Thüren. Lauwarmer Abend ohne Kühlung. Ihr Wunsch, daß es regnen möge. Das betrachtend vor ihr stehende Hänschen [Hebbels Hund]. Warten auf den Wagen; Sitzen auf Treppen und Bänken. Ich begleitete sie. Sie brachte die Sachen in's Haus, dann kam sie wieder heraus und ging noch eine kleine Strecke mit mir. Wenn ich daran denke, was bevor steht, so will das Herz mir brechen. O Gott, wenn Du auf mein Gebet jemals gehört hast, so halte Deine Hand über sie. Nie, nie habe ich ihres Gleichen gesehen. Sie hat einen Adel das Herzens, der allen Adel des Geistes übertrifft. Auch keine Spur von Egoismus. Ach, wenn ich sie oft quälte, sie satanisch im Tiefsten verletzte – immer sprangen nur schönere Funken aus ihrer Seele hervor, so daß ich mitten im leidenschaftlichen Frevel von ihrem Lächeln, ihren Thränen oft plötzlich erstarrte, als ob ich einen Engel gezeißelt hätte, der sich nur dadurch rächen mag, daß er seine herrliche Natur zeigt. Sie ist ein Brunnen unerschöpflicher Liebe. Womit ich es verdient habe, daß ein solches Wesen sich mir in seinem Tiefsten ergeben hat, weiß ich nicht. O Gott halt' über sie Deine segnende, schützende Hand! Laß' sie gesund in ihre Kammer, wovon sie mit so schwerem Herzen Abschied nahm, zurückkehren. Ich finde keine Worte für mein Gefühl, ich kann nur beten, wie ein Kind. Wie stach's mir durch's Herz, als sie gestern Mittag sagte: iß' noch ein Paar Bohnen! und dann so zu weinen anfing und ausrief: ich kann nicht davor, ich denke, wenn das uns're letzte Mahlzeit wäre!*

(T 2098)

13. September 1840

Beginn der Arbeit an der Tragödie *Genoveva*.

*Thränen des Danks, nimm sie, Ewiger! Aus allen Tiefen meiner Seele steigt Genoveva hervor!  
Nur die Kraft, nur die Liebe – dann laß' kommen, was da will!*

(T 2133)

Später wird die Arbeit nicht mehr so gut vorankommen, am 1. März 1841 berichtet er von der Vollendung (T 2282), im Mai 1841 liegt es *noch immer unfertig da* (T 2337) und Hebbel klagt: *O Genoveva, du machst mir viel Kummer! Lieben darf ich Dich nicht und vernichten darf ich Dich auch nicht* (T 2342). Noch während der Drucklegung 1842 versucht er nachzubessern, aber die *Genoveva* bleibt sein Sorgenkind, fertig, aber nicht wirklich vollendet. Sie erscheint Anfang 1843 bei Hoffmann und Campe, während Hebbel in Kopenhagen ist. Noch 1851 fügt er den fünf Akten ein Nachspiel an und bemerkt dazu: *Golo wurde mir im Jahre 1842 zu mächtig, er wuchs mir über den Kopf* (An Karl von Holtei, 5. Februar 1851, WAB 2, 242). In der Geschichte des Schurken Golo und der Heiligen Genoveva reflektiert Hebbel sein unglückliches Verhältnis zu Elise Lensing, deswegen verliert er die Kontrolle über sein Werk.

Vgl. Kurt May: Friedrich Hebbels opus metaphysicum *Genoveva*. In: Euphorion 45 (1950), S. 337–364. – Wolfgang Wittkowski: Hebbels *Genoveva*. In: Hebbel in neuer Sicht, 185–207. – Heinz Stolte: Ströme von Blut und Leidenschaft: *Genoveva*. Zur Interpretation einer dramaturgischen Fehlleistung. In: HJb 1984, 61–83. – Hartmut Reinhardt: „Ich treib' die Sünde bis zum Aeußersten“. Die Golo-Tragödie in Friedrich Hebbels *Genoveva*. In: HJb 2002, 107–137.

5. November 1840

Geburt des Sohnes Max.

*Welch ein Tag! Gott lasse mich so den zweiten nicht erleben! Heute, am 5ten Novbr 1840, einem Donnerstag und Bußtag, wurde mir mein Sohn geboren. Aber, was hat die arme Mutter ausgehalten! Gott, nimm sie in Deinen heiligen Schutz! Unmenschlich. Noch höre ich ihr Geschrei, sehe ihre verstörten Blicke. Instrumente wurden angewandt. Das Kind kam 10 Minuten nach 2 Uhr. Ich bin matt und angegriffen.*

(T 2184)

1. Dezember 1840

Aufführung der *Judith* am Hamburger Stadttheater. Um zu verhindern, daß der Berliner Schluß verwendet wird, schreibt Hebbel selbst einen neuen Schluß, der die Tragik abmildert und mit einer heroischen Apotheose der Heldin ausklingt. Dieser Schluß wurde das ganze 19. Jahrhundert hindurch benutzt. Erst 1896 wird am Königlichen Schauspielhaus in Berlin zum erstenmal die Buchfassung aufgeführt.

2. Februar 1841

Vollendung der Novelle *Matteo* (W 8, 201–215). Erstdruck drei Monate später im „Morgenblatt“.

Vgl. Andrea Rudolph: Die Granate im romantischen Kelch – Ein Beitrag zur Struktur der Prosa Friedrich Hebbels. In: „Alles Leben ist Raub“, 61–79.

20. Juli 1841

wird die Buchausgabe der *Judith* ausgegeben. Es ist Hebbels erste Buchpublikation. Nach einer für ihn entnervenden Wartezeit hat Julius Campe (1792–1867), Besitzer von Hoffmann & Campe in Hamburg, sie in sein Verlagsprogramm übernommen, in dem auch Heinrich Heine und die Autoren des Jungen Deutschland erscheinen. *Er giebt baare 10 Louisdore. Wieder eines Strecke vor mir, in der ich frei schaffen und wirken kann. Dank! Dank! Dank!* (T 2308).

Vgl. Wilhelm Meyer-Voigtländer: Friedrich Hebbel und seine Verleger, besonders sein Verhältnis zu Georg v. Cotta und Julius Campe. In: HJb 1962, 160–179.

27. September 1841

*Heute habe ich das an Campe verkaufte Mscpt meiner Gedichte geendigt und abgeschlossen. Das ist eine schwere Aufgabe gewesen, dies Tuschen und Retouchiren an den frühren Sachen, ich glaube aber, ich habe ihr genügt.*  
(T 2378)

29. November 1841

Das Lustspiel *Der Diamant* wird beendet. Es ist für einen Wettbewerb in Berlin bestimmt, gewinnt dort aber keinen Preis. Erst 1847 erscheint es bei Hoffmann und Campe im Druck.

Vgl. Ludger Lütkehaus: Weltbild oder Zeitbild? Hebbels *Diamant*. In: HJb 1976, 76–106. – Monika Ritzer: Die Steine der Weisen. Überlegungen zu Hebbels Interesse an der Komödie. In: HJb 1993, 7–34. – Andrea Rudolph: Geschichtliche Verantwortungsgemeinschaft im Karfunkel. Shakespearerezeption und Zeitbezug in Friedrich Hebbels Lustspiel *Der Diamant*. In: HJb 1996, 101–128.

2. Februar 1842

*Gestern war denn endlich der seit 6 Wochen erwartete Tag, wo Gloy bei dem Maler J. meine Genoveva las. Solch einen Abend hab' ich noch nicht erlebt (...). Das Lesen, mit Ausnahme einiger Parthieen, war schlecht, das Auditorium so, als ob man es, wie eine Masse Matrosen, zusammengepreßt hätte. Auch bei keinem Einzigen der Schatten eines Eindrucks. Am Schluß der Acte hin und wieder ein: charmant oder: süperbe! Die arme Elise, die sich, eines bedeutenden Hustens wegen, schon Wochen lang zu Hause hielt, machte sich in dem bösen Wetter mit mir auf; als wir Nachts um 1 Uhr zurückkamen und schon eine ziemliche Strecke zurück gelegt hatten, wollte die Schildwache uns nicht über den Wall passiren lassen, wir mußten also umkehren und unsern Weg durch die Stadt nehmen. (...) Wenn dies die Menschen sind, auf die man wirken soll – und drei Viertheile des Publicums sind ihnen gleich – so ist keine Möglichkeit eines Erfolges.*  
(T 2461)

18. April 1842

*Der Druck meiner Gedichte, mit dem es jetzt Ernst wird, preßt meinem Geist noch Manches ab, so eben das Sonett: an den Aether, welches gut ist. Eigentlich kann ich seit längerer Zeit, seit 1½ Jahren etwa, immer dichten. Schöne Zeit der entwickelten Kraft, wie bald gehst Du vielleicht vorüber!*

(T 2531)

5. – 8. Mai 1842

Vier Tage lang brennt Hamburg, ungefähr ein Drittel der inneren Stadt wird zerstört, im ganzen 4219 Gebäude in 75 Straßen, darunter das Rathaus, drei Kirchen und viele öffentliche Gebäude. Auch Campe's Verlagsbuchhandlung wird in Mitleidenschaft gezogen. Es kommen über hundert Menschen ums Leben, rund zwanzigtausend werden obdachlos. Es ist die größte Brandkatastrophe Hamburgs vor den Bombardierungen im 2. Weltkrieg.

*Von dem Hamburger Brand sage ich Nichts. Ein welthistorischer Moment solcher Art läßt sich wohl dichterisch reproduciren, aber nicht schildern und beschreiben. Für dasjenige meiner Dramen, auf welches ich, der Idee nach, den größten Werth lege, den Moloch, wird der Brand von Hamburg mir einen gewaltigen Hintergrund darbieten. Das Drama knüpft sich nämlich an den Untergang Karthagos, und das brennende Karthago kann nicht schrecklicher gewesen seyn, als das brennende Hamburg. Ja, bei der mir von Jugend auf eigenen Anschauungsart, in den Dingen nicht die Dinge selbst, sondern immer die Symbole der Natur oder der Geschichte zu erblicken, habe ich während des Brandes beständig nicht das mir bekannte Hamburg, sondern das alte Karthago, zuweilen auch das von einer Bachantin in Brand gesteckte Persepolis vor Augen gehabt.*

(An Charlotte Rousseau, 21. August 1842, WAB 1, 388f.)

Vgl. Willy Krogmann: Der Hamburger Brand von 1842 und sein Widerschein im Werke Hebbels. In: HJb 1968, 133–163.

15. Mai 1842

*Alle Angst und Noth ist vorüber. Das Feuer, das auch uns're Wohnung bedrohte, ist gelöscht, das Verhältniß mit Campe ist neu angeknüpft, ich habe Geld für mich und Elise, und sitze jetzt bei dem freundlichsten Sonnenschein in einem hellen, schönen Zimmer. Auch innerlich bin ich wieder in Thätigkeit, die Gedichte sind abgeschlossen, ich will keine mehr machen, dagegen steigt eine neue Tragödie aus meiner Seele empor und zwar eine ganz gewaltige: Achill! (...) Ganz glücklich würde ich bei diesem innern Quellen und Sprudeln seyn, wenn sich äußerlich die bescheidenste, aber sichere, Existenz daran knüpfte, doch, so viel Glück habe ich freilich nicht verdient.*

(T 2551)

Von dem Plan einer *Achill*-Tragödie sind nur wenige Notizen erhalten (W 5, 99–102). Die *Gedichte* erscheinen Mitte Juli bei Hoffmann und Campe.

26. Juli 1842

*Die Gedichte sind fertig, Campe läßt Nichts von sich sehen, noch hören. Zwei Mal war ich bei ihm, er behandelte mich schlecht, von oben herab. Ich muß zum dritten Mal zu ihm gehen, ich bin es den Meinigen schuldig. O, dem kalten, berechnenden Geschäftsmenschen gegenüber dies glühende todtwunde Dichterherz! Die Zukunft lastet so auf mir, als ob die ganze lange Ewigkeit nur eine einzige ungeheure Säule von finstern Tagen und Nächten wäre, die auf mich drückte. Ich bin, wie Einer ohne Arme und Beine in dieser öden Welt. Die Fertigkeiten der Hamster und Ameisen, die neben mir handthieren, hab' ich nicht, dafür kann ich singen, aber sie können nicht hören, sie verstehen meine Sprache nicht, ich habe Nichts an sie zu fordern, denn ich gewähre ihnen Nichts. Könnt' ich nur wenigstens meinen Schmerz tief, tief in mich verschließen, könnt' ich mich vor ihnen verbergen, daß sie nicht mit Fingern*

*auf mich zeigen! Cäsar, als er ermordet wurde, hüllte sich in seine Toga ein, Niemand, der den Stolz des Weltüberwinders gesehen hatte, sollte sich berühmen können, sein durch die Marter des Todes entstelltes Gesicht gesehen zu haben. Aber auch dies ist nur einem Cäsar vergönnt!*  
(T 2574)

30. August 1842

*Ein unheimlicher Sommer. Monate lang schon eine Hitze, die alles Leben ausdörret. Die Flüsse versanden, die Aecker verdursten, dem Menschen ist, als ob es an Luft zum Athmen fehlt. Die Zeitungen Tag für Tag voll von ungeheuren Brandunfällen. Mir schwebt oft das Bild des jüngsten Tags in aller Furchtbarkeit der christlichen Vorstellungsart vor der Phantasie. Ein Ende muß seyn, warum nicht jetzt? Einer muß das erleben, warum nicht ich? Jahmens meinte heute Abend, dieser Gedanke hätte doch etwas Schauerliches. Gewiß. Aber ich glaube, nur so lange, bis man die Sache entschieden sähe. Wenn die Erde erst wankte, wenn die Sterne taumelten, würde der Mensch fest stehen!*  
(T 2582)

21. Oktober 1842

In Hamburg kann ein unehelich geborenes Kind nicht auf den Namen des Vaters getauft werden. Deshalb wird Hebbels Sohn Max im dänischen Wandsbeck getauft. *Mit verdrehten Augen hielt der Pfaff eine miserable Rede; wäre ich nicht als Vater zu ernstesten Gefühlen angeregt gewesen, ich hätte gewiß über diese Blumenlese aus dem poetischen Garten von Anno 1770 gelacht* (T 2608).

12. November 1842

reist Hebbel über Kiel nach Kopenhagen, wo er am 14. eintrifft. Ein Darlehen über 20 Louisdors von Emil Rousseaus Vater macht die Reise möglich.

### Kopenhagen 1842/43

Als Dithmarscher war Hebbel Bürger des dänischen Gesamtstaates und Untertan des dänischen Königs (und blieb es auch bis zu seinem Tod; erst 1864 beendete der preußisch-dänische Krieg die dänische Herrschaft über Schleswig-Holstein). Kopenhagen war also „seine“ Hauptstadt und Christian VIII. von Dänemark (1786–1848, König seit 1839) sein Staatsoberhaupt, an den er sich wegen Unterstützung zu wenden hatte. Seine Pläne und Absichten bei dieser Reise scheinen aber diffus gewesen zu sein:

*Der erste Schritt, den ich ganz auf's Gerathewohl thue. Ueber die Zwecke und Absichten, die mir vorschweben, mag ich mir gar keine Rechenschaft geben. Eine Professur? Wie lückenhaft, unzusammenhängend, unbedeutend, sind meine Kenntnisse! In aesthetischen Dingen weiß ich freilich Einiges und erkenne Manches, aber mir geht die Fähigkeit ab, meine Ideenkörner zu zersetzen, mein Korn zu malen und zu verbacken. Was sonst? Ein Reisestipendium? Das Glück müßte sehr viel für mich thun, wenn ich ein solches davon tragen sollte. Doch, gleichgültig, die Reise eröffnet mir wenigstens Perspektiven und Möglichkeiten, während ich in Hamburg, wie sich hier nun einmal Alles mit und ohne meine Schuld gestaltet hat, verwesen müßte.*  
(T 2607)

Vgl. Heinz Stolte: Hebbel und Dänemark. In: HJb 1975, 112–129. – Dieter Lohmeier: Hebbel in Kopenhagen. In: HJb 1985, 101–143.

Er logiert in der Knabrostræde bei der Witwe Petersen, ganz in der Nähe des Schlosses Christiansborg. Mit der Empfehlung eines Hamburger Bekannten besucht er zunächst Konferenzrat Dankwart, Direktor des Departements für auswärtige Angelegenheiten, der ihn an die zuständigen hohen Beamten in der Schleswig-Holsteinischen Kanzlei weiterempfiehlt. Diese Kontakte sind für seine Absichten wichtig, wichtiger aber noch die Bekanntschaft mit Adam Oehlenschläger (1779–1850), dem bedeutendsten Dichter der dänischen Romantik, den er am

5. Dezember 1842

zum erstenmal besuchte:

*Tief ist er nicht, aber empfänglich, keine gewaltige, aber eine schöne, kraftvoll in sich abgeründete Natur; was ihm zum großen Dichter fehlt, das hat ihm vielleicht geholfen, einen ganzen Menschen aus sich zu machen. (...) Liebenswert ist ein solcher Charakter jedenfalls und höchst respectabel dabei, dies Letztere um so mehr, als er ohne Zweifel eitel ist und sich doch von der Eitelkeit nicht verleiten läßt, auf Stelzen zu gehen. Giebt es doch Kerle, die keine Oehlenschläger sind und, wenn man sie zum ersten Mal sieht, sich geberden, als ob sie das Abendmahl austheilen sollten.*

(An Elise Lensing, 5. Dezember 1842, WAB 1, 401)

*Uebrigens ist auch Oehlenschläger als Dichter seines Volks keineswegs gering anzuschlagen; um gerecht gegen ihn zu seyn, muß man nicht seinen Correggio, sondern seine nordischen Dichtungen lesen. Er ist in Dänemark, was Schiller in Deutschland: ein bedeutendes Cultur-Moment seiner Nation.*

(17. Dezember 1842, WAB 1, 409)

*Er ist der herrlichste Mensch, den ich je kennen gelernt habe, und ich weiß nicht, ob ich ihn mehr liebens- oder verehrungswürdig nennen soll, er ist alles Beides und ich glaube auch, daß der echte Mensch Beydes zugleich seyn muß.*

(8. März 1843, WAB 1, 443)

Vgl. Heinz Stolte: Adam Oehlenschläger – Der Förderer Friedrich Hebbels. In: HJb 1964, 74–104.

12. Dezember 1842

Audienz beim dänischen König. Es ist Montag, der allgemeine Audienztage.

*Um 10 Uhr verfüge ich mich an den vorgeschriebenen Ort. Ein ungeheuer großes Zimmer war von Menschen aus allen Ständen gedrängt voll. Rothe Soldaten, Generäle und Gemeine; blasse Theologen; feiste Beamte; kummervolle Bürger; Etatsräthe, die unter der Last ihrer Orden erlagen; Bettler, die ihre Lumpen kaum zusammen halten konnten; genug, ein tolles verworrenes Gemisch. (...) Der General tritt heraus, der Adjutant winkt mir, ich trete ein. Ein unscheinbares kleines Zimmer, der König steht in der Mitte desselben; er trägt Uniform und Degen und ist dick, sein Gesicht, en face gesehen, ist etwas verschwommen, en profil betrachtet zeigt es imponierende Züge. (...) Dem König fiel mein Benehmen auf, ich sah es, ob es aber angenehm oder unangenehm auf ihn wirkte, wüßte ich nicht zu sagen. Jedenfalls ist es besser, ein eckiges Etwas gewesen zu seyn, als ein rundes Nichts.*

(An Elise Lensing, 13. Dezember 1842, WAB 1, 405–407)

Die Audienz ist ein Fehlschlag, aber nicht wegen seines Benehmens oder wegen irgendwelcher Hofintrigen, wie Hebbel mutmaßen mochte, sondern weil er eine Bitte gestellt hatte, die gar nicht zu erfüllen war: Eine Professur in Kiel, um die er nachsuchte, war nicht zu vergeben und hätte wegen seines mangelnden akademischen Abschlusses nicht an ihn vergeben werden können. Einsam und in depressiver Stimmung verlebt er den Jahreswechsel:

*Mein Leben ist im Zuschnitt verdorben; das Glück verschmäht mich vielleicht nur deshalb, weil es einsieht, daß mit mir doch Nichts mehr aufzustellen ist. Aber Elise, aber Max! Geistig binn ich verdummt und verdumpft. Die inneren Quellen springen nicht mehr; es sitzt jetzt mehr wie ein Körper um meine Seele. Alles, was ich beginne, mißlingt. Wenn ich studire, so füllt sich mein Hirn nicht mit Ideen, sondern mit Dampf. Wozu weiter schreiben!*  
(T 2627)

16. Januar 1843

Durch Oehlenschläger lernt Hebbel Bertel Thorwaldsen (1770–1844) kennen, den bedeutendsten klassizistischen Bildhauer seiner Zeit, und den Märchendichter Hans Christian Andersen (1805–1875).

*[Über Thorwaldsen] Eine imponirende Gestalt, edle, gebietende Züge, im Gespräch einfach, aber markig. Freundlichst lud er mich ein, ihn in seinem Atelier zu besuchen und wiederholte die Einladung, als er ging. Ich werde natürlich von dieser Erlaubniß Gebrauch machen. Er hat ein Gesicht, dem gegenüber Niemand Complimente drechseln wird. Ich bin einem großen Mann immer dankbar dafür, wenn er nicht aussieht, als ob ihn ein Töpfer aus Lehm gebacken hätte. (...) Später, nachdem ich wieder mit Oehlenschl. allein war, kam der Dichter Andersen. Eine lange, schlotterige, lemurenhafte-eingeknickte Gestalt mit einem ausnehmend häßlichen Gesicht.*  
(T 2636)

Vgl. Heinrich Detering: Lemurenschlottern: Hans Christian Andersen in Hebbels Zeit. In: HJb 1998, 57–79.

Auf Oehlenschlägers Anregung hin ändert Hebbel das Ziel seiner Bemühungen in Kopenhagen: Statt einer Professur bewirbt er sich nun um ein Reisetipendium. Ausgestattet mit einem Empfehlungsschreiben Oehlenschlägers kommt es am

23. Januar 1843

zu einer zweiten Audienz bei Christian VIII., in der Hebbel seine Bewerbung vorträgt und die mit der für ihn hoffnungsvollen Antwort des Monarchen: *Gern werde ich unterstützen!* (WAB 1, 425) endet. Nun gehen die Dinge ihren langsamen bürokratischen Gang, quälend langsam für den unter Geldsorgen und Rheumatismus leidenden Hebbel. Den größten Teil des März ist er ans Bett gefesselt, beginnt aber gerade in dieser Zeit an der *Maria Magdalena* zu arbeiten, von der er in Kopenhagen den ersten Akt fertigstellt.

*Höchst gespannt bin ich, wie sich mein Meister Anton weiter entwickeln wird, bis jetzt ist's ein prächtiger Kerl. Die Poesie regt sich bei mir doch immer wieder, sie ist wie eine Blume, der man einen Stein nach dem andern auf den Kopf wirft und die sich an den Seiten doch immer wieder hervordrängt und den Stein, da sie ihn nicht abwerfen kann, mit ihren goldenen Ranken einfaßt. So muß es aber auch seyn, wenn Einer das Recht haben will, sich einen Poeten zu nennen, die Scheißkerle, bei denen der Nebel die inneren Saiten zerfrißt, sind nie*



*ordentlich bezogen gewesen. Die dichten und fiedeln, wie der Bauer pfeift, wenn die Sonne scheint; regnet's, so hält er das Maul, damit ja kein Tropfe hinein fliegt.*  
(An Elise, WAB 1, 447)

31. März 1843

Christian VIII. bewilligt unter 60 Gesuchen um ein Reisestipendium nur acht, darunter die des Komponisten Niels W. Gade – und Hebbels:

*Victoria!*

*Meine allertheuerste Elise!*

*Wenig, aber herzlich! Das war die Devise der Tasse, aus der ich den ersten Kaffee bei Dir trank.*

*Wenig, aber mehr, wie je! Das sey die Devise dieses Briefs. (...) Heute Nachmittag um 5 Uhr brachte mir der alte herrliche Oehlenschläger einen Brief von Collin an ihn, des Inhalts: „S<sup>e</sup> Majestät der König, haben Hebbel allernädigst ein Reisestipendium von 600 Rthlrn jährlich auf 2 Jahre bewilligt!“*

*Oehlenschläger las mir das Billet mit Thränen in den Augen vor, seine Freude ist so groß, wie die meinige.*

*Ich habe Gott aus tiefster Seele gedankt und zugleich beschämt die Hände vor's Gesicht gehalten. (...)*

*Es ist dies das Höchste, was als jährliches Reisestipendium bewilligt wird, gewöhnlich sind es 400 Rthlr. Ich bin auf die ehrenvollste Weise behandelt worden, und muß im Finanzcollegio warme Fürsprecher gefunden haben. Welche? werde ich noch erfahren. Aus einer früheren mündlichen Aeüßerung Collins schließe ich, daß Graf Moltke mit darunter ist. Der Hauptmann ist und bleibt aber Oehlenschläger.*

(4. April 1843, WAB 1, 458)

27. April 1843

Hebbel reist aus Kopenhagen ab. Am nächsten Abend ist er in Hamburg.

11. Juni 1843

In der Kopenhagener Zeitung „Fædrelandet“ (Das Vaterland) erscheint eine dänische Übersetzung von Hebbels theoretischer Schrift *Ein Wort über das Drama*, die schon im Januar im „Morgenblatt“ erschienen war. Nur vier Tage später veröffentlicht Johan Ludvig Heiberg, der einflußreichste Kritiker Dänemarks, einen vernichtenden Verriß dieses Aufsatzes und der *Judith*. Hebbel, um sein Ansehen bei seinen Kopenhagener Mäzenen besorgt, läßt als Entgegnung die Broschüre *Mein Wort über das Drama!* (W 11, 3–39) bei Campe erscheinen, die schon im August im Kopenhagener Buchhandel für 32 Schilling verkauft wird.

8. September 1843

Abreise aus Hamburg. Ein Drittel des Stipendiums läßt er als Unterhalt für Elise und Max zurück.

Paris 1843/44

12. September 1843

Ankunft in Paris. *Ich befinde mich hier im allerhöchsten Grade unbehaglich, und glaube nicht, daß dies sich ändern wird* (T 2788).

Vgl. Hermann Fricke: Paris als Schicksal Friedrich Hebbels. In: HJb 1964, 105–128. – Marcus Pyka: „Paris wird immer der Mittelpunkt aller meiner Wünsche bleiben.“ Hebbel und Paris – Hebbels Paris. In: HSR 8. Berlin 2004, 199–214.

Auf den Rat eines hamburgener Bekannten hat er in St. Germain ein Zimmer gemietet und stellt zu spät fest, daß dies (zu der damaligen Zeit) ein weit vor den Toren von Paris liegendes Dorf und er dort völlig abgeschnitten ist. Erst nach vier Wochen kann er nach Paris umziehen. Unter den vielen deutschen Emigranten ist Heinrich Heine einer der ersten, dem Hebbel in Paris begegnet.

*Er wohnt hoch, aber elegant. Als er zurückkehrte, gab ich ihm Campe's Brief. Er öffnete ihn, hatte aber kaum einen Blick hinein gethan, als er ihn wieder aus der Hand legte und mit den Worten: „Sie sind Hebbel? Ich freue mich außerordentlich, Sie persönlich kennen zu lernen!“ auf mich zueilte. „Sie sind einer von den sehr Wenigen – fügte er hinzu – die ich schon zuweilen beneidet habe; ich kenne Ihre Judith noch nicht, nur Ihre Gedichte, aber die haben den entschiedensten Eindruck auf mich gemacht, ich hätte Ihnen manches Sujet stehlen mögen, namentlich den Hexenritt.“ (...) Es kam nun gleich ein lebhaftes Gespräch zwischen uns in den Gang, wir wechselten die geheimen Zeichen, an denen die Ordensbrüder sich einander zu erkennen geben, aus, und vertieften uns in die Mysterien der Kunst. Mit Heine kann man das Tiefste besprechen und ich erlebte einmal wieder die Freude einer Unterhaltung, wo man bei dem Anderen nur anzuticken braucht, wenn man den eigensten Gedanken aus seinem Geist hervor treten lassen will. Das ist sehr selten.*  
(An Elise, 16. September 1843, WAB 1, 488)

Trotz dieses verheißungsvollen Beginns kommen Hebbel und Heine sich innerlich nicht wirklich nahe. Es bleibt bei sporadischen Begegnungen. Wichtiger wird die Begegnung mit Felix Bamberg (1820–1893), der nicht nur Hebbels Cicerone in Paris, sondern auch einer seiner ersten begeisterten Anhänger wird. Er schreibt die erste selbständige Sekundärarbeit über Hebbel (*Über den Einfluß der Weltzustände auf die Richtungen der Kunst und über die Werke Friedrich Hebbels*. Hamburg 1846) und wird nach Hebbels Tod zum Herausgeber seines Nachlasses.

U. Henry Gerlach: Verehrung und Verschwörung. Aspekte der Bemühungen F. Bambergs um Hebbels Nachlaß. In: HJb 1976, 45–75.

Mit dem Umzug nach Paris nimmt er die Arbeit an der *Maria Magdalena* wieder auf und hat den zweiten Akt vollendet, als er mit dreiwöchiger Verspätung erfährt, daß am

2. Oktober 1843

sein Sohn Max gestorben ist. Hebbels Schmerz kennt keine Grenzen:

*Mein Max, mein holdes, lächelndes Engelkind mit seinen tiefen blauen Augen, seinen süßen blonden Locken, ist todt. Sonntag, den 22<sup>sten</sup>, Mittags um 1 Uhr erhielt ich die Nachricht. Da liegt seine kleine Locke vor mir, die ich schon nach Copenhagen mitnahm und die ich seither – es stehe hier! – noch nie betrachtete; sie ist das Einzige, was mir von ihm übrig blieb. O, wenn ich mir das denke, daß dies Kind, das Keiner – mich selbst, den Vater, den großen Dichter ausgenommen, es stehe auch hier! – ohne Freude und Entzücken betrachten konnte, so schön, so anmuthig war es, daß dies Kind nun verwesen und sich von Würmern fressen*

*lassen muß, so mögt' ich selbst ein Wurm werden, um mit zu essen, um als scheuseliges Thier meinen Antheil dahin zu nehmen, den ich als Mensch, als Vater verschmähte. Ich könnte diese Locke hinunter schlingen, ich könnte etwas noch Aergeres thun, ich könnte sie verbrennen, weil ich sie nicht verdiene! (...) Ich sehe Dich, Kind, süßes aufquellendes Leben, wie Du Mittags an Deinem kleinen Tisch saßest und mir zunicktest und sagtest: ich mag auch Wein! und wartetest, ob ich einen Tropfen für Dich übrig ließe. Und das Gesicht, das süße, süße Gesicht! O Gott, o Gott! Du stelltest den Engel vor meine Thür und er lächelte mich an und sagte: willst Du mich? Ich nickte nicht Ja, aber er kehrte doch bei mir ein, er dachte: sieh mich nur erst recht an, dann wirst Du mich schon behalten, mich nicht wieder lassen wollen. Aber ich hatte selten einen anderen Gedanken, als den: wie soll ich ihn ernähren, und in meiner unmännlichen Verzagtheit war ich stumpf und dumpf gegen das Glück, das sich um mich herum bewegte, das ich nur in die Arme zu schließen brauchte, um einen Schatz für alle Zeiten zu haben. Da rief Gott ihn wieder ab, und er ging doch nicht gern, denn er hatte eine Mutter, die ihm zum Ersatz für den Vater zwei Mal Mutter war. Nun helfen keine Klagen, keine Schmerzen, keine Thränen!*  
(T 2805)

Die *Maria Magdalena* bleibt wochenlang liegen, bis er sich Ende November zusammennimmt und sie am

4. Dezember 1843

fertigstellt. Gleich darauf schreibt er das lange philosophische Gedicht *Das abgeschiedene Kind an seine Mutter* (W 6, 294–298), ein dichterisches Weihnachtsgeschenk an Elise, das allerdings zu lang und philosophisch ist, als daß es sie über den Tod ihres Kindes hinwegtrösten könnte. Zugleich erfährt er, daß sie wiederum schwanger ist.

Ein Versuch, die *Maria Magdalena* am Berliner Hoftheater unterzubringen, scheitert: *die Heldin ist schwanger, und das ist ein unüberwindlicher Stein des Anstoßes* (T 3001). Hebbel einigt sich mit Campe über den Verlag und schließt am

4. März 1844

das *Vorwort zur „Maria Magdalena“* (W 11, 39–65), das zu seinen wichtigsten theoretischen Schriften gerechnet wird und in dem er das Drama für das 19. Jahrhundert neu zu definieren versucht. Die Drucklegung der *Maria Magdalena* verzögert sich, weil Hebbel das Stück Christian VIII. widmen will und dazu erst die Erlaubnis des dänischen Hofes einholen muß. Die gereimte Dedikation an den König schreibt er erst in letzter Minute, sie *ist metaphysisch, also schlecht. Ich hatte nur 2 Tage Zeit, sie zu machen* (WAB 1, 651). Erst wenige Tage vor seiner Abreise nach Rom erhält er die ersten gedruckten Exemplare.

Vgl. Kurt May: Hebbels *Maria Magdalena*. In: Ders.: Form und Bedeutung. Stuttgart 1957, S. 273–298. – Martin Stern: Das zentrale Symbol in Hebbels *Maria Magdalena*. In: Hebbel in neuer Sicht, 228–246. – Joachim Müller: Zur motivischen und dramaturgischen Struktur von Hebbels *Maria Magdalena*. In: HJb 1968, 45–76. – Ludger Lütkehaus: Friedrich Hebbel. *Maria Magdalena*. München 1982. – Wolfgang Ranke: Friedrich Hebbel. *Maria Magdalena*. Erläuterungen und Dokumente. Stuttgart 2003.

8. März 1844

Die Ballade *Der Haideknabe* entsteht (W 6, 166–168). Sie geht auf eine Erzählung zurück, die Hebbel in Hamburg von Amalia Schoppe gehört hatte. Robert Schumann komponiert das Gedicht 1853 als Melodram.

Vgl. Hargen Thomsen: Die Quelle zu Hebbels Ballade *Der Haideknabe*. In: HJb 1992, 97–103.

14. Mai 1844

Geburt des zweiten Sohnes Ernst in Hamburg

28. Mai 1844

*Ein Spaziergang in Paris* (W 6, 241–247). Dieses lange Gedanken-Gedicht wird ausgelöst durch die Nachricht vom Tode Thorwaldsens (24. März 1844), der darin als der Letzte der klassischen Kunstepoche apostrophiert wird:

*Thorwaldsen folgt, der Letzte wohl im Zug,  
Der aus dem Marmor griech'sches Feuer schlug,  
Der das, was werden sollte und nicht ward,  
Weil es im Werden selbst schon halb erstarrt,  
Das ungeschaff'ne Urbild alles Seins,  
Erlös'te aus dem spröden Schooß des Steins.*

31. August 1844

entsteht das wohl berühmteste Gedicht Hebbels, das *Sommerbild*:

*Ich sah des Sommers letzte Rose steh'n,  
Sie war, als ob sie bluten könne, roth;  
Da sprach ich schauernd im Vorübergeh'n:  
So weit im Leben, ist zu nah' am Tod!*

*Es regte sich kein Hauch am heißen Tag,  
Nur leise strich ein weißer Schmetterling;  
Doch, ob auch kaum die Luft sein Flügelschlag  
Bewegte, sie empfand es und verging.*

26. September 1844

*22 Jahre auf einem Fleck in Dithmarschen und jetzt doch im Begriff, nach Rom zu gehen! Es ist wie ein Traum! Ich fuhr mit diesem Gedanken aus dem Schlaf auf, sprang aus dem Bett und kleidete mich an. Heute Nachmittag um 5 reise ich. Es war ein Paar Tage Regenwetter, aber jetzt scheint die Sonne wieder so freundlich, als wollte sie mir die Stadt, die ich verlassen muß, noch einmal im glänzendsten Licht zeigen, damit ich sie nicht vergesse. Das ist unnöthig, Paris wird immer der Mittelpunkt aller meiner Wünsche bleiben. Lebe wohl, du schöne, herrliche Stadt, die mich so gastfreundlich aufnahm! Empfange meinen wärmsten Segen! Blühe länger, als alle Städte der Welt zusammen genommen!*  
(T 3241)

## Rom und Neapel 1844/45

3. Oktober 1844

Ankunft in Rom. In den ersten Wochen wird er von einem gastrischen Fieber und einer Drüsenerkrankung heimgesucht.

*Hauptursache meiner Krankheit war eben mein Zimmer. Es ist groß und gut meublirt, aber ohne Sonne, und das italiänische Sprichwort sagt: wohin die Sonne nicht kommt, dahin kommt der Arzt! Was soll ich machen? Dieß Zimmer habe ich für 4 Scudi, jedes nach der Sonnen-Seite kostet 5 bis 7 und ich bin natürlich mit meiner Casse so herunter, daß ich nur mit genauster Noth noch 3 Monate existiren kann, dann aber keinen Pfening mehr habe. (...) Von dem Klima dieser Stadt macht sich Niemand eine Vorstellung. Eine halbe Straße ist gesund, die andere Hälfte brüet Krankheiten. Ein Fremder glaubt es nicht, bis er's gefühlt hat. Morgens und Abends immer giftige Nebel, die wie Dämpfe aus der Erde steigen.*  
(An Elise, 16. Dezember 1844, WAB 1, 670)

Später wird Hebbel mit Louis Gurlitt (1812–1897) zusammenziehen, einem aus Altona stammenden Landschaftsmaler:

*Da in meiner Wohnung, an der Ecke der Via Sistina und der Via della Porta Pinciana, ein Zimmer leer stand, veranlaßte ich ihn später, zu mir zu ziehen; und so lebten wir lange zusammen, außer der Arbeitszeit unzertrennlich. Wenn ich mit anderen Freunden ausging und verkehrte, fühlte er sich verletzt. Es folgten dann Tage und Wochen, in denen er mit mir wie bei Liebenden schmollte, bis es dann endlich zu Erklärungen kam, mitunter sehr heftigen, wobei er verlangte, ich solle mich ihm ganz und allein ergeben, wie er es mir getan habe, worauf ich natürlich, da ich schon ältere Freunde in Rom hatte, nicht eingehen wollte und konnte. Nach solchen Szenen lebten wir dann wieder in vollster Eintracht. (...) Später entschloß sich Hebbel, auch mit meinen älteren Freunden zu verkehren und sich zu befreunden. Vereint haben wir dann, besonders am Kamin beim Bildhauer Kümmel, mit Rahl, v. Osten, Brumeier und anderen herrliche Stunden verlebt.*  
(Hebbels Persönlichkeit 1, 163f.)

*Der fröhlichste Tag für mich in Rom war der Weihnachts-Abend, den ich bei meinen Landsleuten, den Dänen und Holsteinern, zubrachte; ein himmlisches Wetter, wovon man im Norden keine Vorstellung hat, ein Himmel über mir, als ich die Spanische Treppe hinanstieg, wie eine blaue Kristall-Glocke, in den Gärten blühende Rosen. Wir genossen, mit Weinlaub bekränzt, ein einfaches Mahl, Toaste wurden ausgebracht, sogar einer auf mich, und Alles war glücklich. Ich hätte weinen können, denn ich empfand es einmal wieder recht lebhaft, daß ich gar nichts Besonderes für mich will, sondern daß all mein Mißmuth daher rührt, mich mein ganzes Leben hindurch von jedem Kreis, worin man bescheiden das Leben genießt, wie einen Hund, ausgesperrt zu sehen, denn das war immer der Fall mit mir, von Jugend auf.*  
(T 3277)

Juni – Oktober 1845

Aufenthalt in Neapel. Hier begegnete er u. a. Theodor Mommsen (1817–1903, Literaturnobelpreis 1902), dem späteren Autor der *Römischen Geschichte*, mit dem es aber zu keinem näheren Kontakt kam, und Hermann Hettner (1821–1882), einem der bedeutendsten Kunst- und Literaturhistoriker des 19. Jahrhunderts. Dieser hat später Hebbels Biographen Emil Kuh berichtet,

*daß Hebbel den Keim der Krankheit, an welcher er gestorben ist, sich in jenen Jahren geholt hat. Um mit seinem Gelde möglichst lange auszukommen, habe er in dem ohnehin ungesunden Neapel äußerst kärglich gelebt und die glühenden Sommermonate hindurch die Stickluft einer engen Straße und einer schwülen Wohnung eingeatmet. Seltsam berührte es Hettner, daß Hebbel gerade in Neapel am liebsten mit der Ausgestaltung des düstern „Moloch“ sich beschäftigte. Auch war er Zeuge, wie ein aus Sizilien zurückkehrender*

*deutscher Kaufmann im Café di Europa die Geschichte erzählte, welche nachmals das Motiv des Trauerspiels von Sizilien abgegeben hat [vgl. T 3491].*  
(Hebbels Persönlichkeit 1, S. 172f.)

Vgl. Hermann Hettner: Hebbel und die Tragikomödie [1851]. In: Ders.: Schriften zur Literatur. Berlin 1959, S. 337–339.

19. Juli 1845

Mit Hettner und dem Dänen Ussing besteigt Hebbel den Vesuv (der damals noch aktiv war).

*Wir hatten ein vulkanisches Meer vor uns, zusammen geflossen aus den noch zu unterscheidenden einzelnen Strömen von Lava, wie sie im Lauf der Jahrhunderte aus dem geheimnißvollen Schooß des Bergs hervor gekrochen sind. In der Mitte, ziemlich steil, erhebt sich der kleinere Kegel mit dem gegenwärtigen Krater, aus dem, wie man es schon von unten bemerkt, in regelmäßigen Pausen nicht Flammen, sondern glühende Steine von zuweilen sehr beträchtlicher Größe herauf fahren; dabei vernimmt man ein Geräusch, das aus einem dumpfen Kollern und einem heulenden Gezisch zusammen gesetzt und zum Theil ein unterirdisches ist, und ein rother Lavastrom, einem kochenden Brei ähnlich, wälzt sich langsam vorwärts, dies Mal nicht breiter, wie ein mäßiger Fußsteig, bei einer Erruption aber die ganze Fläche, auf der wir standen, überdeckend und alles Lebendige vor sich her jagend. Wir näherten uns dem Kegel, so weit wir konnten und hielten an, als die Hitze zu groß wurde; an ein Besteigen und Besichtigen des Kraters war nicht zu denken (...). Ich konnte mich anfangs, so lange es noch Tag war, von der Gefährlichkeit des Unternehmens nicht überzeugen und bestand darauf, es auszuführen, aber ich fand nicht allein keinen Begleiter, sondern der mit uns gekommene Schutz-Soldat schien sich mir sogar widersetzen zu wollen, und als später die Nacht einbrach und ich die Größe der niederfallenden Steine und die Regellosigkeit, womit der Berg sie verstreute, deutlicher bemerken konnte, mußte ich allerdings einräumen, daß ich die Vernunft nicht auf meiner Seite gehabt hatte, denn es wäre an kein Ausweichen zu denken gewesen, und wenn ein dreizig- oder fünfzigpfündiger Stein und ein menschlicher Schädel zusammen stoßen, pflegt der Stein eine geringere Wunde davon zu tragen, als der Schädel. Goethe war oben, aber gewiß an einem ruhigeren Tage.*  
(...)

*In Pompeji war ich schon früher. Es wird Euch überraschen, aber es verhält sich so, diese Stadt hat einen höchst geringen Eindruck auf mich hervorgebracht. Ich glaubte, sie befände sich noch immer unter einer Decke von Lava und Erde, man stiege eine Masse von Stufen hinunter und sähe sich nun bei Fackelschein in ihr um. Aber es verhält sich ganz anders, sie liegt ganz so da, wie jede andere Stadt und die moderne Sonne schaut prosaisch und platt hinein. (...) Stellt Euch Hamburg in Trümmern vor und Ihr habt Pompeji.*  
(An Elise, 22. Juli 1845, WAB 1, 711–713)

Einen größeren Eindruck als Pompeji machen zwei sizilianische Schwestern, Angiolina und Emilia, auf ihn, die er allabendlich auf ihrem Balkon beobachtet und auf die er das Gedicht *Das Venerabile in der Nacht* (W 6, 286f.) verfasst.

8. Oktober 1845

verläßt Hebbel Neapel:

*Von Neapel bin ich, so lange ich auch da war, nicht ohne Schmerz geschieden. Wie trieb es mich hinüber nach Sicilien! Für 5 Speciesth[aler] war ich in Palermo und fast alle meine Bekannten machten die Tour! Aber zurück wieder 5, das sind schon 10, und dafür hat man in*

*Deutschland einen Rock. Also blieb ich und freute mich dessen, was ich hatte. Sehr schöne Gedichte habe ich noch gemacht, Liebes-Gedichte, und vom Moloch den ersten Act. Am frühen Morgen, es war noch völlig dunkel und die Straßenlaternen brannten noch, verließ ich die schöne Stadt. Es regnete, als ob der Ocean neu zu füllen gewesen wäre! Lebe wohl, Neapel, lebe wohl, Villa reale, lebt wohl, ihr drei nachbarlichen Balcone, lebt wohl, Emilia und Angiolina, ihr süßen Kinder aus Messina, aus deren Munde ich die schönste Sprache der Welt jeden Morgen hören durfte! Alles ist vorbei, wie ein Schauspiel, wir ziehen die bunten Kleider wieder aus; wann werden wir zu Bett gehen? - -*  
(An Elise, 24. Oktober 1845, WAB 1, 732f.)

Vgl. Alexandra Tischel: „...ein Jeder, der hierher kommt, erst sehen lernen muß...“ Friedrich Hebbel in Italien. In: HJb 1999, 177–196.

Am 11. Oktober trifft Hebbel wieder in Rom ein, am

29. Oktober 1845

verläßt er Rom in Richtung Deutschland, ohne eine Vorstellung davon, wie es mit ihm weitergehen soll. Finanziell ist er am Ende, *habe Nichts mehr als einen alten, abgeschabten Frack, nicht einmal für die Reise einen Ober-Rock* (WAB 1, 732), für die Reise selbst hat er einen Kredit bei Gurlitt aufnehmen müssen (von dem auch der Frack stammt), dem er nun (zusammen mit einem früheren Darlehen) 300 Taler schuldet (er wird sie erst im März 1848 und August 1850 zurückzahlen können). Campe, dem er von Neapel aus mehrmals geschrieben hat, läßt nichts von sich hören; *nein, das hätte ich nie gedacht, daß ich noch in meinem 32<sup>sten</sup> Jahre nicht so weit seyn würde, wie der lausigste Handlungs-Diener!* (WAB 1, 739). Die Beziehung zu Elise hat sich in der (oder durch die) Entfernung gelockert, schon am Jahresende 1844 hatte es im Tagebuch geheißen:

*Kann ich, muß ich heirathen? Kann ich, muß ich einen Schritt thun, der mich auf jeden Fall unglücklich und Dich! nicht glücklich machen wird? (...) Elise ist das beste Weib der Erde, das edelste Herz, die reinste Seele, aber sie liebt, was sie nicht wieder lieben kann, die Liebe will besitzen, und wer nicht liebt, kann sich nicht hingeben, sondern sich höchstens opfern.*  
(T 3277)

In den Briefen an Elise wird der Tonfall zunehmend gereizter, so heißt es in der ersten Nachricht aus Wien:

*Nach Hamburg kann ich aber doch wohl kaum kommen, denn die Zahl der mir Uebelwollenden ist in dieser Stadt doch zu groß. Oder meinst Du? Bedenke bei der Antwort auf diese Frage aber nicht Dich allein, sondern auch mich, Du bist seit lange nicht mehr gewohnt, es zu thun.*  
(9. November 1845, WAB 1, 739)

## Wien 1845–1849

4. November 1845

Ankunft in Wien.

*Ich glaube nicht, daß hier etwas für mich zu hoffen ist und bitte Dich sehr, Dich keinen Erwartungen hinzugeben; ich komme nach Deutschland mit der festen Ueberzeugung zurück,*

*daß ich die literarische Schlacht verloren habe, verloren an Lumpe, nicht an Götter, aber nichtsdestoweniger verloren.*

(An Elise, 9. November 1845, WAB 1, 739)

Trotzdem besucht Hebbel in den ersten Tagen seines Aufenthaltes die literarischen Zelebritäten von Wien, Johann Ludwig Deinhardtstein, Bücherzensor und Herausgeber der „Jahrbücher für Literatur“, Friedrich Halm, Dramatiker und Bibliothekar, und vor allem Franz Grillparzer (1791–1872), den großen Wiener Vormärzdramatiker, der seit zehn Jahren in einer selbstgewählten Isolation als Dichter im Ruhestand lebt. Hebbel hört von allen freundliche Worte, merkt aber rasch, daß er Taten nicht zu erwarten hat und ist bereit, wieder abzureisen.

Vgl. Roland Edighoffer: Hebbel und Grillparzer, Versuch einer vergleichenden Würdigung. In: HJb 1949/50, 60–81.

6. Dezember 1845

Schon auf dem Weg, sich einen Platz in der Postkutsche zu besorgen, wird er von zwei Baronen aus Galizien, Wilhelm und Julius Zerboni di Sposetti, eingeladen und auf eine Weise empfangen, die sogar dem selbstbewußten Hebbel peinlich ist:

*Von einem solchen Enthusiasmus hatte ich noch keine Vorstellung gehabt, und es waren nicht junge Leute, sondern Männer, die dem Greise näher standen, als dem Jüngling. (...) Dann gab's eine wilde Nacht, kostbares Essen, Fasane und Rebhühner, Champagner, Toaste, auf den Knien vor mir ausgebracht, und, weil dritte Personen hinzu kamen, fortwährendes leidenschaftliches Recitiren und Interpretieren der Judith und der Genoveva. Ich konnte der Sache keinen Einhalt thun, so wenig durch den Ernst, als durch Spaß; ich mußte mich daher benehmen, als ob ich meine eigne Bildsäule wäre, d. h. stillschweigen. Doch würzte ich mir die für mein Gefühl viel zu übertriebene, wenn auch wohl gemeinte Situation durch Torte-Essen und Weintrinken. Auch die Nacht mußte ich dableiben, mein kostbares Leben durfte der Gefahr einer Erkältung nicht ausgesetzt werden und ich schlief unter Damastenen Decken mit goldenen Fransen. Mir war, als ob mir ein Märchen passirte, halb ungereimt, halb tief sinnig, aber im Ganzen angenehm. Diese Herren sind seitdem in ihrem Eifer nicht erkaltet, sondern sie thun für mich, was sie mir nur an den Augen absehen können und das ist ein noch größeres Wunder, als das erste.*

(An Elise, 6. Dezember 1845, WAB 1, 744)

Gleichzeitig erscheint der erste von mehreren Artikeln von Sigmund Engländer über Friedrich Hebbel (wiederabgedruckt in: Hebbel-Kalender für 1905. Berlin 1904, S. 173–197).

Engländer (1820–1902) wird bis 1848 Hebbels engster Freund in Wien bleiben; nach der Revolution muß er, der zur äußersten Linken gehört und heute unter die Frühsozialisten gerechnet wird, ins Exil gehen. 1862 begegnet Hebbel ihm in London wieder.

Vgl. Wolfgang Häusler: Sigmund Engländer – Kritiker des Vormärz, Satiriker der Wiener Revolution und Freund Friedrich Hebbels. In: Walter Grab, Julius H. Schoeps (Hg.): Juden im Vormärz und in der Revolution von 1848. Stuttgart, Bonn 1983, S. 83–137. – Ders.: „Der einzige Mensch in Wien, mit dem ich umgehe“. Sigmund Engländer – Weggefährte und Antipode Friedrich Hebbels. In: HSR 5. Wien 1995, 91–115.

Unter den Personen, die Hebbel in den ersten Wochen seines Aufenthaltes besucht, gehört auch die Burgschauspielerin Christine Enghaus (9. 2. 1815–30. 6. 1910; das Geburtsjahr 1817, das sich in vielen Nachschlagewerken findet, ist falsch), die sich schon in ihrer Zeit am Hamburger Stadttheater (bis 1840) an der *Judith* interessiert gezeigt hatte; in *Maria Magdalena* findet sie ihr eigenes Schicksal wiedergespiegelt (sie hatte 1842 einen unehelichen



Sohn geboren). *Ich sah in Meister Anton und in Hebbel meine Richter – letzterem wünschte ich nie zu begegnen. Aber das Treffen verläuft ganz anders als gedacht:*

*Seine hagere Gestalt, die blasse Leidensmiene flößte mir beim ersten Anblick das tiefste Mitleid ein. (...) Dann sprach er über die dramatische Kunst, über Dichter, nie hatte ich Ähnliches gehört, ich war begeistert. Ich sah nicht mehr die hagere Gestalt, ich sah nur sein blaues Auge, aus dem Funken sprühten, als er so sprach. – Beim Fortgehen sagte er mir Lebewohl, da er an einem der nächsten Tage abreisen wolle. Mir wurde recht traurig zumute, als er mich verlassen – ich hatte von seiner Armut gehört; seine ärmliche Kleidung, der schwarze Frack, der ihm nicht paßte, bezeugten sie nur zu sehr. Wenn ich reich wäre, sagte ich mir, so würde ich ihm eine sorgenlose Zukunft schaffen – dies war mein Gefühl bei seinem ersten Scheiden. (...) Längst glaubte ich Hebbel abgereist, da tritt er eines Tages wieder in die Tür, aber wie veredelt – dem Äußern nach, – ein feiner, eleganter Oberrock, ein gleicher Hut und Handschuhe – ich traute meinen Augen kaum. (...) Ich erlebte wieder eine glückliche Stunde, in der ich ihn sprechen hörte; etwas zu erwidern wagte ich kaum in meiner Schüchternheit, denn mir erschien alles, was ich hätte sagen können, zu unbedeutend, zu kindisch. Nur aus meinen Augen (auf deren Ausdruck er später alles gab) konnte er sehen, welchen Eindruck er auf mich machte. Diesmal glaubte ich wirklich an seine Abreise, die er in den nächsten Tagen antreten wolle, – mit tiefer Trauer darüber sagte ich ihm ein herzliches Lebewohl! Acht Tage waren vergangen, da stürzt eines Morgens mein Mädchen in die Tür und meldet, da es noch früh war, Herrn Dr. Hebbel. Ich traute meinen Sinnen nicht, doch ein freudiges Ach! entrang sich meiner Brust. „Diesmal komme ich nicht, um Lebewohl zu sagen, wohl aber um zu fragen, ob ich öfter kommen darf. Sie halten mich hier fest.“ – Was ich darauf erwiderte, weiß ich nicht mehr – ich glaube, es war ein stummes und doch beredtes Zeichen, das einem Kuß nicht ganz unähnlich sah.  
(Hebbels Persönlichkeit 1, 199f.)*

26. Mai 1846

Hebbel heiratet Christine Enghaus.

*Ich verlobte mich mit Fräulein Enghaus; ich that es sicher aus Liebe, aber ich hätte dieser Liebe Herr zu werden gesucht und meine Reise fortgesetzt, wenn nicht der Druck des Lebens so schwer über mir geworden wäre, daß ich in der Neigung, die dieß edle Mädchen mir zuwendete, meine einzige Rettung sehen mußte. Ich zögere nicht, dieses Bekenntniß unumwunden abzulegen, so viel ich auch dabei verlieren würde, wenn ich einen Deutschen Jüngling zum Richter hätte; auf eine unbesiegbare Leidenschaft darf man sich nach dem dreizigsten Jahre nach meinem Gefühl nicht mehr berufen, wenn man nicht ein völlig inhaltloses Leben führt, wohl aber auf eine Situation, die, ein Resultat aller vorher gegangenen, das Daseyn selbst mit seinem ganzen Gehalt in's Gedränge bringt, wie es in jedem Sinn mein Fall war.  
(T 3874)*

Notwendigerweise kommt es zum Bruch mit Elise Lensing. Es gehen böse Briefe hin und her (von denen keiner erhalten ist), erst Christine wird 1847 eine Aussöhnung (wenn auch nicht Versöhnung) herbeiführen.

Über Christine Hebbel als Schauspielerin heißt es:

*Im Anfang gefiel sie namentlich in Rollen, die durch den Ausdruck von Innigkeit und Gefühl wirken sollen, doch dauerte es nicht lange und es erwies sich ihre Begabung für das tragische Fach, in welchem ihr wieder gewaltige weibliche Charaktere am besten gelangen. Nach*

*sechsjähriger erfolgreicher Tätigkeit in der Hansastadt [Hamburg] wurde sie 1839 zu einem Gastspiel an das Hofburgtheater geladen, woselbst sie als „Eugenie“ in „Die Geschwister“, „Griseldis“, „Marie“ in „Zurücksetzung“, „Jungfrau von Orleans“, „Maria Stuart“, „Marie“ in „Die Fremde“ debütierte. Am 1. April 1840 trat sie in den Verband der ersten deutschen Bühne, an welcher sie bereits nach kurzem Wirken zur wirklichen Hofschauspielerin ernannt, als Zierde des Instituts bis zu ihrer Pensionierung, Dezember 1875, verblieb. Ihr ausdrucksvolles Spiel, ihre junonische Gestalt, ihre ungewöhnliche Intelligenz vermehrten jährlich die Zahl ihrer Verehrer. Als eine ihrer vollendetsten Leistungen galt die Rolle der „Judith“ in der gleichnamigen Tragödie von Friedrich Hebbel. (...) Bald darauf teilte ihr Laube am Burgtheater, nachdem sie bisher nur in der Tragödie ihre Meisterschaft gezeigt hatte, die „Gräfin“ in „Magnetische Kuren“ von Hackländer zu. Bei dieser Gelegenheit wurde die Künstlerin, wie sich Laube ausdrückte, „für eine Lustspielrolle geboren, welche ihr niemand zutrauen wollte. Diese Rolle schuf ihr ein neues Fach...“ (Ludwig Eisenberg's Grosses Biographisches Lexikon der Deutschen Bühne im XIX. Jahrhundert. Leipzig 1903, S. 405)*

Vgl. Anni Meetz: Friedrich und Christine Hebbel. In: HJb 1960, 143–158. – Martin M. Langner: Der Einfluß Christine Hebbel-Enghaus' auf das Schaffen Friedrich Hebbels. In: HSR 3. Wien 1990, 81–90.  
Romanhafte Darstellung: Else Hoppe: Die Ebenbürtigen. Christine Engehausens Ehe mit Friedrich Hebbel. 2. Aufl. Braunschweig 1949.

Das Paar wohnt zunächst in der Josephstadt in der heutigen Lenaugasse 8, dann, von 1846–48, einige Häuser weiter in der Lenaugasse 2, wo damals wie heute das Café Eiles ist. Im Juli 1846 begleitet Hebbel seine Frau auf eine Gastspielreise nach Ofen in Ungarn. Am

27. Dezember 1846

bringt Christine einen Sohn zur Welt, der den Namen Emil erhält und – wegen seines baldigen Todes – Ariel genannt wird.

*Auf dem 2ten Kirchhof zur Schmelz, N: 1776, oberhalb des Grabes von einem zehnjährigen Knaben, so daß man, wenn man sich mit dem Rücken gegen den Grabstein des Letzteren stellt und mit dem rechten Fuß einen Schritt thut, auf das Grab tritt, ruht mein Ariel, mein theures, heißgeliebtes Kind. Diese Adresse glaubte ich in diesem Tagebuch nicht so bald einzutragen. Sonntag, den 14<sup>ten</sup> Februar, Abends 9 Uhr, ist der Engel gestorben, ohne vorher krank gewesen zu seyn, an den Fraisen, oder am Herzkrampf, wie der Arzt sagte. (T 3980)*

Dem nun zum erstenmal im Leben etablierten Hebbel eröffnen sich neue Möglichkeiten, neue Kontakte zu Kritikern, Herausgebern und Verlegern knüpfen sich an. In den Jahren 1846/47 erscheinen viele längst fertige Werke wie der *Diamant* oder die Erzählungen aus der Hamburger und Münchner Zeit erstmals im Druck. Die während der Reisejahre entstandenen Gedichte erscheinen 1848 in dem Band *Neue Gedichte*. Zeitgleich arbeitet Hebbel an drei verschiedenen Stücken: Der „Tragikomödie in einem Akt“ *Ein Trauerspiel in Sizilien*, dem dreiaktigen Trauerspiel *Julia* und der Tragödie in fünf Akten *Herodes und Mariamne*. Ende 1846 war die *Julia bis auf einige Szenen vollendet*, während das *Trauerspiel halb fertig liegen geblieben ist und wahrscheinlich auch ferner liegen bleiben wird* (T 3874). Die Idee zu *Herodes und Mariamne* hatte er einige Tage zuvor im Tagebuch festgehalten (T 3837). Dann wird aber doch zunächst sehr rasch, am

9. Januar 1847

das *Trauerspiel in Sizilien* fertiggestellt. Es erscheint im gleichen Jahr in einer Zeitschrift, aber erst 1851, mit einem an den Kritiker Heinrich Theodor Rötcher gerichteten Vorwort über die Gattung der Tragikomödie versehen, als Buch. Die Uraufführung findet erst 1907 im Deutschen Schauspielhaus Hamburg statt. Heute ist es eines von Hebbels vergessenen Werken.

Vgl. Karl S. Guthke: Hebbels *Trauerspiel in Sizilien*. Zur Frage der Gattung. In: HJb 1957, 79–96 – Ludger Lütkehaus: Die Gesellschaft und ihr Henker. Zu Hebbels *Ein Trauerspiel in Sizilien*. In: HJb 1973, 84–118. – Gerhard Kaiser: Hebbels *Trauerspiel in Sizilien* als Tragikomödie. In: HJb 1974, 167–192. – Andrea Rudolph: Revision und Neubegründung der Aufklärung. Friedrich Hebbels *Trauerspiel in Sizilien*. In: HSR 8, Berlin 2004, 41–54.

Gleichzeitig (am 2. Januar 1847) erscheint eine Szene aus dem ersten Akt des *Moloch* in der von Gustav Kühne herausgegebenen Zeitschrift „Europa“. Es ist die einzige zu Hebbels Lebzeiten gedruckte Szene dieses großangelegten Fragments, an dem er schon in Italien gearbeitet hatte und auch in den kommenden Jahren immer wieder arbeiten wird, bis er schließlich, am 17. Dezember 1861, notiert: *Moloch einmal wieder hervorgezogen; schon vergilbt. Der Ton ist zu hoch genommen; ich müßte von vorn wieder anfangen. Das ist aber ein Proceß, als ob man schon vorhandene Rosen, Bäume Thiere u.s.w. durch chemische Zerstörung wieder in die Elemente zurück jagen sollte* (T 5940). Im *Moloch* versucht er, den Prozeß der Zivilisierung als dramatischen Vorgang darzustellen, aber es gelingt ihm nicht, die (eher geschichtsphilosophische) Idee in eine poetische Handlung umzusetzen.

Vgl. Andrea Stumpf: Die Priesterherrschaft. Zur Frage ihrer Legitimation in Hebbels *Moloch*. In: HJb 1992, 53–75. – Monika Ritzer: Der funktionalisierte Moloch. Zu Hebbels Kulturbegriff am Beispiel eines Dramenprojekts. In: HSR 5. Wien 1995, S. 47–66. – Jürgen Söring: „Heilige Lüge“ und „Wille zur Macht“. Über den Zusammenhang von Kult, Kultur und Gewalt in Hebbels *Moloch*-Fragment. In: HJb 2004, 9–28.

23. Februar 1847

Wenige Tage nach dem Tod des Sohnes Emil beginnt er mit der Arbeit an *Herodes und Mariamne*. Am 24. März ist der erste Akt fertig, aber der Sommer unterbricht die Arbeit, und dann beendet er zunächst die *Julia* (23. Oktober 1847). Dieses Stück erscheint 1851 im Druck und wird erst 1903 in München uraufgeführt. Zusammen mit dem *Trauerspiel* und dem *Moloch* bildet es einen Komplex von dramatischen Experimenten, die heute allgemein als mißlungen angesehen werden, die aber offenbar nötig waren, um sich darüber klar zu werden, welchen Weg er in der Dramatik weiter beschreiten wollte. Hebbel selbst war sich dessen schon bewußt:

*Julia ist schon ganz Uebergangsproduct; ich trete nun in eine neue Sphäre ein und habe in derjenigen, die ich hinter mir zurücklasse, Nichts mehr zu suchen, ja ich lebte eigentlich, während ich die letzten Acte der Julia ausführte, schon in der neuen und fühlte mich, als sie fertig war, von einer wahren Last befreit. Daher kam es, daß sie auch schneller bei mir, wie noch irgend ein anderes meiner Stücke, in den Hintergrund trat.*

(An Heinrich Theodor Rötcher, 22. Dezember 1847, WAB 1, 978)

12. Mai 1847

Tod des Sohnes Ernst in Hamburg. Hebbel hat ihn nie gesehen.

*Was war das Erste, das meine Frau sagte, als sie die Todes-Botschaft wegen meines Kindes erfuhr? „Laß’ sie – die Mutter – zu uns kommen, laß’ sie gleich kommen!“ Und auf’s*

*Tödlichste war sie von der gekränkt und beleidigt. Lebt noch eine Zweite auf Erden, die so spräche und gleich ein Zimmer einrichtete, Betten besorgte u.s.w.? Ich zweifle!*  
(T 4170)

Nur zwei Wochen später, Ende Mai 1847, kommt Elise Lensing auf Einladung Christines nach Wien und lebt mehr als ein Jahr, bis zum August 1848, unter einem Dach mit Hebbel und seiner Frau. Der Außenwelt bleibt die besondere Beziehung des Gastes zum Hausherrn allerdings verborgen, sie wird als „Cousine“ vorgestellt. Elise wird auch Patin der am

25. Dezember 1847

geborenen Tochter, die nach der Mutter Christine getauft, im Familienkreis aber stets „Titi“ genannt wird. Es ist das letzte und einzige überlebende Kind Hebbels. Sie heiratet 1869 Hofrat Alfred Kaizl in Wien und hat sechs Töchter, von denen zwei in die Fußstapfen der Großmutter treten und Schauspielerinnen werden. Christine (Titi) stirbt am 28. Juli 1922.

*Welch ein ängstlicher Besitz ist der eines geliebten Kindes! Bis jetzt ist mein kleines Mädchen nicht krank, aber auch nicht gesund. Mich erschreckt jedes Geschrei, das es von sich giebt und ich komme weder bei Tage noch bei Nacht zur Ruhe. Diesen Zoll will ich gern bezahlen, wenn es mir nur erhalten bleibt. Ist das Schicksal aber noch einmal grausam gegen mich, so steht mein Entschluß fest. Ein fünftes Kind will ich nicht haben.*  
(18. Januar 1848, T 4352)

Der Februaraufstand in Paris führt zu einer Kettenreaktion durch ganz Europa. Im März 1848 werden nahezu alle deutschen Staaten durch Aufstände erschüttert, die schwerwiegendsten und folgenreichsten davon in Berlin und Wien.

*Ich lebe jetzt in einem anderen Oestreich, in einem Oestreich, worin ich sichrer bin, wie Fürst Metternich, wo Preßfreiheit proclamirt, National-Bewaffnung eingeführt, eine Constitution versprochen ist! Wer hat Zeit, das Nähere nieder zu schreiben, aber so viel muß hier stehen! Ein ganz neues Stück habe ich, gleich nachdem ich das letzte Placat des Kaisers vernahm, erfunden. Wenn nur ein Andrer die Ideen für mich niederschriebe!*  
(15. März 1848, T 4371)

Am selben Tag beginnt er mit einer Reihe von Berichten aus Wien für die Augsburger „Allgemeine Zeitung“, die er bis Anfang 1849 fortführt (W 10, 53–157). Im Mai kandidiert er in der Leopoldstadt für das Frankfurter Parlament, wird aber nicht gewählt.

*Er hielt eine längere Rede, die achtungsvoll gehört, aber nicht verstanden wurde. Er hatte den fremdländischen Akzent noch nicht abgeschliffen, und die Aussprache war ohne jede scharfe Vokalisierung, weshalb er auch als Vorleser seiner Dichtungen nur mit Anstrengung von den Hörern klar verstanden werden konnte. Er trat, ohne ein Beifallszeichen zu vernehmen, von der Tribüne ab. Er fühlte durchaus und energisch deutsch. Dem Norddeutschen war es keine Pflicht, österreichisch zu sein; er prophezeite und wünschte ein Aufgehen Österreichs in Deutschland.*  
(Hebbels Persönlichkeit 1, 228)

Vgl. Hartmut Fröschle: Friedrich Hebbel als politischer Journalist im Revolutionsjahr 1848. In: HSR 7. Berlin 2000, 95–115.

Die Revolution hatte auch eine andere, ganz unerwartete Auswirkung für Hebbel: Seine Stücke, die unter Metternichs Zensur nicht auf die Bühne kommen konnten, wurden nun gespielt. Am

8. Mai 1848

hat die *Maria Magdalena* Premiere auf dem Hofburgtheater, mit Christine in der Rolle der Klara.

*Gestern Abend brachte das K. K. Hofburgtheater meine Maria Magdalena, unverkürzt und unverändert. Das Stück war eine Bildungsprobe für das Wiener Publicum, es fand aber den ungetheiltesten Beifall und machte auch nicht in dem bedenklichsten seiner Momente die Prüderie rege. (...) Freilich war die Darstellung auch eine unvergleichliche; Anschütz als Meister Anton stellte ein ehernes Bild hin und Tine legte ein zerfleischtes Herz auf eine mich so erschütternde Weise bloß, daß ich für sie zitterte und bebte. Ich hatte mich auf eine Gallerie begeben und war fest entschlossen, für den Fall des Gerufenwerdens nicht zu erscheinen, blieb auch, wo ich war, trotz dem, daß dieser Fall gleich nach Schluß des ersten Acts schon eintrat und sich bei'm Schluß des zweiten wiederholte. Dann aber ließ Tine mich herunter holen und ich mußte mich ungeachtet meines Ekels gegen dieses Hervortreten mit der eigenen überflüssigen Person entschließen, das nachzumachen, was ein Schock Narren vorgemacht hat.*

(T 4396)

20. Juni 1848

*Man reißt jetzt das Pflaster des Staats und der Gesellschaft auf. Ich habe dabei ein eigenthümliches Gefühl. Mir ist, als ob dem Bau, der jetzt zerstört wird, uralte Erfahrungen zu Grunde lägen, aus Zuständen gewonnen, wie sie jetzt wieder im Anzug sind, als ob jeder Pflasterstein auf der umgekehrten Seite die Inschrift trüge: auch wir wissen, daß dieß ein Pflasterstein ist, wenn wir ihm gleich das Bild eines Gottes aufgeprägt haben; seht Ihr zu, wie Ihr ohne Pflastersteine, die man für mehr als Pflastersteine hält, fertig werden wollt!*

(T 4411)

Anfang Juni 1848 ist Hebbel Mitglied und Wortführer einer Schriftstellerdeputation, die nach Linz reist, um den dorthin geflüchteten Kaiser zur Rückkehr nach Wien zu bewegen – vergeblich. Im Sommer beginnt er wieder an *Herodes und Mariamne* zu arbeiten: *So strömte es in mir zur Zeit der Genoveva* (T 4431). Am

27. August 1848

reist Elise Lensing wieder nach Hamburg, zusammen mit Christines unehelichem Sohn Karl, den sie bis zu ihrem Tod bei sich behält, wofür sie ein Erziehungsgeld von 300 Gulden jährlich erhält. Die beiden Frauen beginnen einen Briefwechsel.

Vgl. Rudolf Kardel (Hg.): Elise Lensing. Briefe an Friedrich und Christine Hebbel. Berlin und Leipzig 1929.

Im Oktober wird das revolutionäre Wien von kaiserlichen Truppen belagert und beschossen. Mitten in dieser Schreckenszeit dichtet Hebbel am 5. Akt von *Herodes und Mariamne*. *Ja, das Werk war mir im Element des nach jeder Seite hin Widerwärtigen die einzige Rettung und es stand mir auch mit Frau und Kind, für die ich zitterte, in gleicher Linie* (T 4461). Am 31. Oktober läßt Feldmarschall Windischgrätz die Innenstadt beschießen, am 1. November ist die Stadt in seiner Hand, Militärgerichte wurden eingerichtet, Hunderte verhaftet, 24 Todesurteile

vollstreckt, u. a. auch am Frankfurter Paulskirchenabgeordneten Robert Blum. Hebbels Freund Sigmund Engländer muß ebenfalls eine Verurteilung fürchten und flüchtet aus Wien und Österreich. Am

14. November 1848

beendet Hebbel die Arbeit an *Herodes und Mariamne* (gedruckt 1850).

Vgl. Josef Körner: Friedrich Hebbels Hauptwerk. In: Jb des Freien Deutschen Hochstifts 1928, S. 178–236. – Kurt May: Hebbels *Herodes und Mariamne*. In: HJb 1949/50, 47–59. – Lawrence Ryan: Hebbels *Herodes und Mariamne*. Tragödie und Geschichte. In: Hebbel in neuer Sicht, 247–26. – Joachim Müller: Zu Struktur und Motivid in Hebbels *Herodes und Mariamne*. In: HJb 1966, 56–87. – Peter Schütze: Die maskierte Idee. Betrachtungen anhand *Herodes und Mariamne*. In: HJb 1984, 103–133. – George A. Wells: Herodes und Mariamne – Zwei vom gleichen Schlag? Kommentar zur jüngsten Diskussion über Hebbels Stück. In: HJb 1985, 79–99. – Michael Post: Das Geschichtsdrama in der Maske der Liebestragödie. Eine Interpretation zu Hebbels *Herodes und Mariamne*. In: HJb 1987, 27–56.

Um diese Zeit zieht die Familie in die Untere Bräunerstraße 1130 in der Inneren Stadt und bleibt dort bis zum Herbst 1859. In dieser Wohnung versammelt sich ein Kreis von jungen Freunden und Verehrern um Hebbel. Zu ihnen gehören Julius Glaser, später Justizminister von Österreich, Karl Werner, dessen Sohn Richard Maria Werner später die historisch-kritische Hebbel-Ausgabe betreut hat, der musikalisch begabte Karl Debrois van Bruyck und seit dem Frühjahr 1849 Emil Kuh (1828–1876), der zum engsten Vertrauten und nach Hebbels Tod zu seinem Biographen wird.

Erwin Streitfeld: „Der Umgang mit einem großen Manne ist wie das Wohnen in der Nähe eines feuerspeienden Berges.“ Friedrich Hebbel und Emil Kuh. Phasen ihrer Beziehung. In: HJb 1997, 85–107.

27. Januar 1849

erscheint die Erzählung *Die Kuh* in der Wiener Zeitung „Die Presse“. Es ist Hebbels letzte Erzählung; sie wird später als ein Vorläufer der Kurzgeschichte betrachtet.

Vgl. Ludger Lütkehaus: Pantragische Liquidation oder soziale Katastrophe. Hebbels Erzählung *Die Kuh*. In: HJb 1975, 182–196. – Manfred Durzak: Der wiederentdeckte Erzähler. Zu Hebbels Kurzprosa. In: Neue Studien, 167–176.

Die *Judith* wird am 1. Februar zum erstenmal am Hofburgtheater aufgeführt. Anders als *Maria Magdalena*, die nach 1849 nicht mehr auf den Spielplänen erscheint, bleibt sie ein Repertoirestück und die Judith eine Paraderolle für Christine. Dagegen wird die Uraufführung von *Herodes und Mariamne* am

19. April 1849

ein Mißerfolg:

*Herodes und Mariamne wurde gegeben. Das Spiel war vortrefflich, die Inscenirung glänzend, die Aufnahme im höchsten Grade kühl. Das Publicum war sichtlich nicht im Stande, der Composition zu folgen, auch spielte das Stück zu lange, bis  $\frac{3}{4}$  auf 11 Uhr. (...) Zu Hause lag mein Töchterlein an den Blattern, den natürlichen, darnieder, dabei mußte meine arme Frau spielen und erhielt für ihre wunderbare Leistung nicht den geringsten Dank. Ein schmerzreicher, qualvoller Abend für mich als Mensch.*

(T 4581)

Gleichzeitig arbeitet Hebbel an dem Märchendrama *Der Rubin* (hervorgegangen aus dem Prosamärchen von 1837), das am 21. November auf dem Burgtheater uraufgeführt wird, auch dies ohne größeren Erfolg.

Vgl. Heinz Stolte: Die Parabel vom Fischersohn und der Krone – Betrachtungen zu Friedrich Hebbels Märchenlustspiel *Der Rubin*. In: HJb 1980, 9–30. – Andrea Rudolph: Ferdinand Raimunds Edelsteinallegorie in Friedrich Hebbels Komödie *Der Rubin* (1849). Ein Beitrag zur Wirkung der Wiener Bühne auf Hebbel. In: HSR 6. Hamburg 1998, 19–46. – Carsten Kretschman: Haben oder Sein. Zur Konfiguration von Hebbels Lustspiel *Der Rubin*. In: HJb 2001, 103–137.

1. November 1849

Hebbel übernimmt die Feuilletonredaktion der „Österreichischen Reichszeitung“. Unter den Mitarbeitern, die er für das Blatt gewinnt, sind nicht nur bekannte Wiener Schriftsteller wie Bauernfeldt, Castelli und Hieronymus Lorm, sondern er läßt auch Elise Lensing Berichte aus Hamburg verfassen, um ihr eine Einkunftsöglichkeit zu verschaffen (sie bekommt 10 Gulden pro Monat). Hebbel fühlt sich aber durch die zeitraubende Tätigkeit in seiner poetischen Produktion gestört und tritt schon am 15. März 1850 wieder von dem Posten zurück. Es bleibt sein einziger Versuch, hauptberuflich publizistisch tätig zu sein.

Vgl. Astrid Stein: Friedrich Hebbel als Publizist. Münster 1989. Darin: Hebbel und die „Österreichische Reichszeitung“. S. 198–214.

Ende 1849 wird Heinrich Laube (1806–1884) künstlerischer Leiter des Burgtheaters und damit Christine Hebbels Vorgesetzter. Er behält diese Stellung bis 1867 inne. Hebbel sieht in ihm die Ursache dafür, daß Stücke von ihm kaum noch aufgeführt werden und daß seine Frau nicht nach ihren Möglichkeiten eingesetzt wird. Die Beziehung wird mit den Jahren zu einer Art Intimfeindschaft, und erst kurz vor Hebbels Tod zwingt der Erfolg der *Nibelungen* auf anderen deutschen Bühnen Laube, sie auch im Burgtheater zu geben.

## Wien 1850–1859

Die 1850er Jahre sind nach der gescheiterten Revolution von 1848/49 eine Zeit der Reaktion und Resignation, in denen die Menschen sich, freiwillig oder unfreiwillig, in die innere Emigration zurückziehen. Auch Hebbel werden viele Möglichkeiten der öffentlichen Tätigkeit wieder genommen. Selbst das Tagebuch führt er nur noch sporadisch weiter, denn: *Man hörte so viel von Haussuchungen, selbst bei den unverdächtigsten Personen, daß es Niemand gab, der sich für vollkommen gesichert gegen eine Papier-Durchstöberung halten konnte und lieber wollte ich meine Gedanken einbüßen, als mich in meiner aphoristischen Unterhaltung mit mir selbst belauschen lassen* (T 5047).

Juli 1850

Hebbel begleitet seine Frau zunächst auf eine Gastspielreise nach Agram (W 10, 163–167), dann reist das Paar weiter über Leipzig und Berlin nach Hamburg. Dort besucht er alte Bekannte, u. a. Amalia Schoppe, mit der er schon 1848 brieflich wieder Kontakt aufgenommen hatte. Er wird Zeuge, wie die Nachricht von der Niederlage der aufständischen Schleswig-Holsteiner bei Idstedt (24./25. Juli) eintrifft.

*Ich befand mich gerade bei Campe und ließ mir von ihm auseinandersetzen, daß die Schleswig-Holsteiner durchaus siegen müßten, daß sie gar nicht besiegt werden könnten, als die Nachricht kam, daß sie besiegt seyen. Meine Lage war eigen. Bis 1848 war ich bloß Mensch; 1848 mußte ich mich wieder auf den Deutschen besinnen; 1850 gar auf den*

*Schleswig-Holsteiner. Aber ich war bald wieder Schleswig-Holsteiner, und zwar mit Haut und Haar, denn wenn man ganze Bahnzüge mit Todten und Verwundeten ankommen sieht, wie ich in Altona, so macht die Stamms-Verwandschaft sich mächtig wieder geltend.*  
(An Felix Bamberg, 31. August 1850, WAB 2, 187)

18. Dezember 1850

Abschluß des zweiaktigen Künstlerdramas *Michel Angelo*. Es erscheint erst 1855 im Druck und wird 1861 am Wiener Quaitheater uraufgeführt.

April 1851

Die Buchausgabe der *Julia* wird mit der *Abfertigung eines aesthetischen Kannegießers* (W 11, 387–409) eingeleitet, einer gegen Julian Schmidt gerichteten Polemik. Schmidt, Herausgeber der „Grenzboten“ und realistischer Kritikerpapst seiner Zeit, hatte 1850 eine Rezension des *Rubins* und des *Trauerspiels in Sizilien* veröffentlicht, in der Hebbel u. a. attestiert wird: *Seine Muse ist überall die Hyäne, die Leichen aufwühlt; seine ganze Welt von Leichenduft erfüllt. Oder: Was das für Phantasien sind! es ist, als ob einer im delirium tremens redete! Und doch kann man sich nicht enthalten, über diese Virtuosität in der Ausmalung des Scheußlichen wenigstens zu staunen* (Wütschke, 88, 91).

Juli 1851

Hebbel (in Begleitung seiner Frau und Emil Kuhs) in Berlin, wo die *Judith* (mit Christine in der Titelrolle) aufgeführt wird und wo er u. a. Karl August Varnhagen von Ense begegnet, der darüber am 19. Juli in sein Tagebuch notiert:

*Als ich eben ausgehen wollte, kam Herr Dr. Friedrich Hebbel. Weißhaarig, blauäugig, norddeutsch, schwungvoll und nachdrücklich redend, mit bezeichnenden Gebärden, – eine merkwürdige Erscheinung! Der Mann gefiel mir auf den ersten Blick, und mit jedem Worte, das er sagte, gefiel er mir mehr. Wir sprachen zuvörderst über die öffentliche Lage der Dinge, über Oesterreich, Preußen, – und stimmten außerordentlich überein. Es that mir wohl, besonders nach den gestrigen Gesprächen, einen Mann so freien Geistes, so muthigen Herzens, so weiten Ueberblicks zu hören! (...) Ueber Amalia Schoppe, mit inniger Theilnahme und Achtung. Vorzüge von Wien, von Oesterreich, wieso die Aufnahme von ganz Oesterreich in den deutschen Bund wünschenswerth. (...) Ueber Hebbels „Judith“, die nach einer neuen Bearbeitung aufgeführt wird, nicht wie ich sie gestern gedruckt gelesen.*  
(Hebbels Persönlichkeit 1, 305)

Amalia Schoppe war zu dieser Zeit auf einem Auswandererschiff nach Amerika unterwegs. Sie starb am 29. September 1858 in Schenectady/N.Y.

22. September 1851

Beginn der Arbeit an der *Agnes Bernauer*. Sie geht außerordentlich rasch voran und wird schon am 17. Dezember abgeschlossen (gedruckt 1855).

*Längst hatte ich die Idee, auch die Schönheit einmal von der tragischen, den Untergang durch sich selbst bedingenden Seite darzustellen und die Agnes Bernauerin ist dazu wie gefunden.*  
(T 4941)



*Mein neues Stück behandelt einen merkwürdigen Vorgang der Bairischen Geschichte und spielt größtentheils zu München. Es lag mir seit lange am Herzen, einmal etwas recht Deutsches darzustellen und Unserem alten Reich, todtgeschlagen 1804 und begraben 1848, ein Kreuz auf zu richten. Das ist oft versucht worden, ohne zu gelingen, und von Talenten, welche übertreffen zu können, ich mir wahrlich nicht einbilde. Aber sie scheiterten nach meiner Meinung daran, daß sie den Hintergrund zum Vorgrund machen; eine Geschichte, die immer resultatlos war, muß kein Centrum abgeben wollen. Ich habe eine einfach rührende, menschlich schöne Handlung, treu und schlicht, wie der Chronist sie überliefert, in die Mitte gestellt und das Reich mit allen seinen Elementen steht dahinter, wie ein ungeheurer Berg mit Donner und Blitz, dem man's nicht ansieht, ob er fruchtbar oder unfruchtbar ist.*  
(An Franz Dingelstedt, 12. Dezember 1851, WAB 2, 372)

Vgl. Helmut Kreuzer: Hebbels *Agnes Bernauer* (und andere Dramen der Staatsraison und des politischen Notstandsmordes). In: Hebbel in neuer Sicht, 267–293. – Hartmut Reinhardt: Das gebeugte Individuum. Zum Verhältnis von politischer und tragischer Problematik in Hebbels *Agnes Bernauer*. In: Neue Studien, 45–62. – Paul Michael Lützeler: Friedrich Hebbels *Agnes Bernauer*: Ein Geschichtsdrama zwischen Politik und Metaphysik. In: Neue Studien, 63–84. – Manfred Durzak: Politisches oder politisiertes Drama? Bemerkungen zu Hebbels *Agnes Bernauer*. In: HJb 1973, 9–31. – George A. Wells: Hebbels *Agnes Bernauer*. Versuch einer Neueinschätzung. In: HJb 1988, 31–52. – Andrea Rudolph: Friedrich Hebbels Drama *Agnes Bernauer* im Licht seiner Goethe- und Kleistlektüre. In: HJb 1994, 48–81.

Franz Dingelstedt, zu dieser Zeit Intendant des Münchner Hoftheaters, veranstaltet am

25. März 1852

die Uraufführung der *Agnes Bernauer*. Hebbel hält sich zu diesem Zweck vom Februar bis Ende März in München auf, wo er in je einer Audienz die beiden bayrischen Könige besucht, Maximilian und den 1848 (aufgrund der Lola Montez-Affaire) zurückgetretenen Ludwig I. Die Aufführung selbst verläuft, nach Dingelstedts Bericht, tumultuarisch, besonders da das Ende des 3. Aktes, wo der Konflikt zwischen Adel und Bürgern ausbricht, die Zeitgenossen allzu deutlich an die Ereignisse von 1848 erinnerte:

*Als aber in deren Verlauf der offene Bruch zwischen Vater und Sohn, regierendem Herzog und Thronfolger, sich vollzog, als der letztere gegen den ihm den Eintritt in die Schranken wehrenden Adel das Volk hinter den Schranken zuhilfe rief, als diese zum Schlusse durch die von allen Seiten einstürmenden Bürger und Bauern umgestürzt wurden und der entfesselte Kampf sich über die weite Bühne ergoß, da ging ein Schauer des Entsetzens durch das Publikum, der nach dem Fallen des Vorhangs in wütendem Applaus von oben, aus den Logen in einem giftig zischenden Eumeniden-Chor sich entlud. Auf der Bühne fand ich bestürzte Gruppen, in den Foyers und den Korridoren lebhaft gestikulierende, konversierende, kommentierende Häuflein, aus denen nicht eben wohlwollende Blicke auf mich schossen. Hebbel hielt sich, ruhig aber totenbleich, im Hintergrunde meiner Loge, wo meine Frau den Zuspruch besorgt herbeigeeilter Freunde für sich und für ihn in Empfang nahm.*  
(Hebbels Persönlichkeit 1, 343f.)

9. März 1853

Entstehung der Ballade *Ein Dithmarsischer Bauer* (W 6, 160–166), die, auf lokalen Sagen beruhend, ein idealisiertes Bild von Hebbels Heimat und seinen Menschen gestaltet. Wenige Wochen später tritt Hebbels alter Wesselburener Lehrer mit ihm in Kontakt:

*Mein alter Jugendlehrer F. C. Dethlefsen schrieb aus Dithmarschen um Unterstützung an mich. Ich schickte ihm zehn Thaler und schämte mich innerlich, daß es nicht mehr war, denn*

*großen Dank bin ich diesem braven Manne schuldig. Er antwortete mir und sein Brief rührte mich tief, denn er wußte seiner Erkenntlichkeit für die kleine Summe gar keine Gränze zu finden, versicherte, nun könne er seine Schulden (!) bezahlen u. s. w. Daraus sehe ich, daß er ein edler Mensch ist und das will um so mehr heißen, als er, wie ich leider nur zu gut weiß, sich schon seit 20 Jahren aus Mißmuth u. s. w. dem Trunk ergeben hat.*  
(T 5100)

20. Januar 1854

Unter dem Titel *Magellona* wird die *Genoveva* in einer stark bearbeiteten Fassung am Burgtheater inszeniert. Es folgen bis zum Februar noch fünf weitere Aufführungen. Die Umbenennung ist nötig, weil Kirchenheilige am Burgtheater nicht auf die Bühne kommen dürfen.

Juli 1854

Den ganzen Monat hindurch hält Hebbel sich mit seiner Frau in Marienbad auf, dem böhmischen Kurort, in dem schon Goethe logiert hatte. Er freundet sich dort mit dem Schriftsteller Friedrich von Uechtritz (1800–1875) an, mit dem er in den nächsten Jahren einen intensiven und inhaltlich wichtigen Briefwechsel führen wird, in dem es u. a. um Hebbels Stellung zur Religion geht. Von hier aus schreibt er auch einen großen Abrechnungsbrief an den Kirchspielsvogt Mohr (15. Juli 1854, WAB 3, 58–60), nachdem er hört, daß dieser sich Emil Kuh gegenüber absprechend über ihn geäußert hatte.

Vgl. Jochen Strobel: Ent-Stellungen: Zum Briefwechsel zwischen Friedrich Hebbel und Friedrich von Uechtritz und seiner Edition durch Felix Bamberg. In: HJb 2002, 81–105.

14. November 1854

Abschluß der Arbeit an *Gyges und sein Ring*, die sich über fast ein Jahr hingezogen hatte, nachdem ein Bibliotheksbeamter Hebbel auf den auf Herodot zurückgehenden Stoff um den Lyderkönig Kandaules und seine Frau Rhodope aufmerksam gemacht hatte. Eine Möglichkeit zur Aufführung der 1856 gedruckten Verstragödie sieht er von Anfang an nicht: *das erste Stück, das ich in den Kasten lege* (T 5363). Tatsächlich wird es erst 1889 am Burgtheater uraufgeführt.

*Ich habe die Tragödie, von der ich Ihnen in Marienbad sprach, vollendet, und wenn ich ein solches Werk endlich von der Seele los bin, fühle ich mich eine Zeit lang, wie ohne Kopf und Eingeweide. Das Produciren ist bei mir eine Art von Nachtwandeln, und greift mich an, wie im Physischen ein Aderlaß; es würde mich aufreiben, wenn nicht zwischen meinen Arbeiten immer große Pausen lägen, in die ich mich nicht ohne Widerwillen erbebe, die aber am Ende doch so nothwendig sind, wie der Schlaf. Seit der Agnes Bernauer sind volle drei Jahre verflossen. Ich glaube, mit meinem Gyges zufrieden seyn zu dürfen, obgleich ich mit großem Mißtrauen an dieß Werk ging und es noch für einen gebor'nen Torso hielt, als schon drei Acte fertig waren. Griechisch will das Stück natürlich nur in dem Sinne seyn, worin Troilus und Kressida oder Iphigenie es sind; ich halte nicht viel von dem Auffüllen neuer Weine in alten Schläuchen und finde auch nicht, daß das Experiment ein einziges Mal geglückt ist. Aber ich hoffe, den Duchschnittspunkt, in dem die antike und die moderne Atmosphäre in einander übergehen, nicht verfehlt und einen Conflict, wie er nur in jener Zeit entstehen konnte und der in den entsprechenden Farben hingestellt wird, auf eine allgemein menschliche, allen Zeiten zugängliche Weise gelös't zu haben.*  
(An Friedrich von Uechtritz, 14. Dezember 1854, WAB 3, 123)

Vgl. Helmut Kreuzer: Hebbels *Gyges und sein Ring*. In: Hebbel in neuer Sicht, 294–314. – Hartmut Reinhardt: Die Kröte vor dem Gemach. Zur Verteidigung der tragischen Struktur in Hebbels *Gyges und sein Ring*. In: HJb 1983, 89–126. – Ludger Lütkehaus: Dialektik der Aufklärung. Hebbels *Gyges und sein Ring*. Heidelberg 1983. – Wolfgang Wittkowski: Die Bestialität in Handschuhen. *Gyges und sein Ring*. In: „Alles Leben ist Raub“, 195–218. – Andrea Rudolph: Der Ring des Gyges als Revolutionssymbol. In: HSR 7. Berlin 2000, 75–94. – Ulrich Fülleborn: „Er ist Dein Eigenthum“: Der Ring des Gyges und das Problem des Besitzdenkens im Drama Friedrich Hebbels. In: HJb 2001, 9–29.

18. November 1854

*Elise ist nicht mehr; am 18<sup>ten</sup> November 1854 gegen Morgen ist sie verschieden. Lange vorher schon war für sie Nichts mehr zu hoffen, und also nur der Tod noch zu wünschen; so erschüttert mich die Schmerzenskunde denn im Moment des Eintreffens nicht so sehr, als sie in mir nachzitterte und nachzittern wird! Welch ein verworrenes Leben; wie tief mit dem meinigen verflochten, und doch gegen den Willen der Natur und ohne den rechten inneren Bezug! Dennoch werde ich Niemand lieber, als ihr, in den reineren Regionen begegnen, wenn sie sich mir dereinst erschließen.*

(T 5363)

14. August 1855

Ferienaufenthalt in Gmunden am Traunsee. Hebbel kauft für 2300 Gulden das Haus Orth Nr. 31 im Bezirk Gmunden, damals nicht mehr als ein kleines Bauernhaus, in dem die Familie von nun an die Sommerferien verbringt, auch wenn noch viel Geld für den Aus- und Umbau aufgebracht werden muß.

*Die erste Nacht im eigenen Hause zugebracht und gut geschlafen, so knapp und eng auch Alles war. Da die alten Leute, die es mir verkauft haben, noch da sind, so haben wir nur ein einziges kleines Zimmer, das ungefähr so unter uns vertheilt ist, wie das Jean Paulsche in den Flegeljahren zwischen Walt und Vult. Zwei große Betten und ein ungeheurer Ofen füllen es fast allein aus und wir schlüpfen in die Ecken hinein, der Eine in diese, der Andere in jene, und dürfen uns nicht rühren, wenn wir uns nicht gegenseitig erdrücken wollen. Mein Verschlag ist hinter den Betten, wo ich jetzt auch schreibe und ich kuke aus demselben hervor, wenn ich mich umdrehe, wie die Löwen aus ihrem Käfig in Schönbrunn. (...) Heute morgen fiel mir ein, wie glücklich mein armer Vater gewesen wäre, wenn er es jemals zu einem so bescheidenen kleinen Besitz gebracht hätte! Es war ihm nicht vergönnt, und doch hat er mehr Tropfen Schweiß vergossen, als das Haus Atome zählt!*

(21. August 1855, T 5389)

3. September 1855

Hebbel unterzeichnet die Adoptionserklärung für Christines nach wie vor in Hamburg lebenden Sohn Carl. Carl Hebbel (geb. 1842) wird Kaufmann und wandert 1867 nach Chile aus. Am 18. September 1895 erliegt er bei einem Besuch seiner Mutter auf der Hauptpost in Wien einem Herzschlag.

Vgl. Hermann Prollius: Über Hebbels Adoptivsohn Carl Hebbel und dessen Nachkommen. In: HJb 1949/50, 116–118.

18. Oktober 1855

*Ich fange an, mich ernstlicher mit den Nibelungen zu beschäftigen, mit denen ich bisher in Gedanken nur spielte. Der erste Act (von zehnen vermuthlich!) wird bald fertig seyn und verspricht eine gute Exposition. Hagen und Siegfried stehen schon da, Chriemhild soll mir, wenn es ihr gefällt, heute das erste Wort anvertrauen.*  
(T 5396)

18. Februar 1857

*Heute Abend um halb sechs Uhr auf der Mariahilfer Hauptstraße habe ich den dritten Act der Nibelungen-Tragödie und damit die erste Abtheilung (Siegfried's Tod) geschlossen. (...) Nie habe ich ein reineres Manuscript gehabt, fast kein Wort ist ausgestrichen und auch jetzt glaube ich nicht, daß ich viel zu corrigiren nöthig habe; ich blicke mit vollkommen ruhigem aesthetischen Gewissen auf das Ganze, wie auf's Detail. Hiebei fällt mir der Moment ein, wo ich das Nibelungen-Epos zum ersten Mal zu Gesicht bekam. Es war in Hamburg, als ich Amalia Schoppe zum ersten Mal, aus Dithmarschen zu dem Zweck herüber gekommen, besuchte und bei ihr zu Tisch gewesen war; sie schlief nach dem Essen und ich unterhielt mich mit Büchern in ihrem Garten. Unter diesen befand sich, neben Helmina von Chezy's Werken, das alte Lied, und ich las den Gesang, der Siegfrieds Tod erzählt.*  
(T 5555)

20. März 1857

Abschluß des idyllischen Epos *Mutter und Kind*. Die Arbeit daran begann am 9. Februar 1856, dem Geburtstag Christines, und wurde alternierend mit den *Nibelungen* und der Gesamtausgabe der Gedichte fortgeführt. Das Hexameter-Epos in der Art von Goethes *Hermann und Dorothea* wird im Dezember mit einem Preis der Dresdner Tiedge-Stiftung ausgezeichnet. Es erscheint 1859 bei Campe im Druck, bedeutet also eine Wiederanknüpfung mit seinem Hamburger Verleger, mit dem er seit 1847 keinen Kontakt mehr gehabt hatte.

*Vor einer halben Stunde aus dem Prater zurückgekehrt, wo ich mich umsonst nach dem ersten Veilchen umsah, um meine Frau bei ihrer Rückkunft aus dem Theater damit zu überraschen, nutze ich die einsame Abend-Muße, um Ihnen zu antworten. Ich lese jetzt einen außerordentlich merkwürdigen Schriftsteller, den Philosophen Schopenhauer, und schäme mich, ihn nicht früher kennen gelernt zu haben, ja, ich würde es kaum begreifen, wenn nicht seine eigenen bitteren Beschwerden über absichtliches und gänzlich Ignorirtwerden abseiten der Secten und Partheien des Tags das Factum einigermaßen erklärten und zugleich entschuldigten. (...) Ich will jetzt nicht länger hinter dem Berge halten; allerdings habe ich ein episches Gedicht geschrieben, dessen Titel sogar*

*(Mutter und Kind, ein Gedicht in sieben Gesängen, von Hebbel)*

*unter dem unmittelbaren Einfluß der Musen entstanden zu seyn scheint, weil er einen ganz regelrechten Hexameter abgiebt, wenn ich nach dem Vorgang von Goethe, Schiller und Deinhardstein den Vornamen über Bord werfe. (...) Die Idee ist Ihnen längst bekannt, sie ist eine meiner allerältesten und fällt noch vor die Maria Magdalena; sie wollte sich aber früher nie runden, bis ich's auf diese Weise versuchte, wo es im Galopp ging, denn ich habe manchen Tag über hundert Hexameter gemacht.*

(An Emil Kuh, 29. März 1857, WAB 3, 398f.)

Vgl. Heinz Stolte: *Mutter und Kind*, Hebbels soziales Manifest. In: HJb 1971/72, 9–35. – Ludger Lütkehaus: Antikommunistisches Manifest oder karitative Utopie? Hebbels *Mutter und Kind* und Verwandtes. In: HJb 1982, 117–148. – Günter Häntzschel: Friedrich Hebbels *Mutter und Kind* vor dem Hintergrund der Tradition von Idylle und Epos. In: HSR 3. Wien 1990, 91–104. – Otfried Ehrismann: Der schöne Schein des sozialen Friedens – Hebbels *Mutter und Kind*: Das Epos und Aspekte seiner Rezeption. In: HJb 1998, 7–34.

April–Mai 1857

Reise nach Norddeutschland, u. a. um in Hamburg den Stiefsohn Carl zu treffen und bei Antritt seiner Lehrstelle zu unterstützen. Dort trifft er auch den Wesselburener Jugendfreund Theodor Hedde wieder. In Frankfurt besucht er mit Vermittlung des Schriftstellers Wilhelm Jordan den Philosophen Arthur Schopenhauer. Er reist weiter nach Weimar und Stuttgart, wo er Eduard Mörike trifft.

Vgl. Heinz Stolte: Friedrich Hebbels Besuch bei Arthur Schopenhauer – Begegnung zweier Weltbilder. In: HJb 1967, 9–31. – Hans Blumenberg: Hebbel bei Schopenhauer. In: Ders.: Die Sorge geht über den Fluß. Frankfurt/M. 1987, S. 184–191.

September 1857

erscheint die Gesamtausgabe der Gedichte, die sowohl die Bände von 1842 und 1848 umfaßt (soweit Hebbel sie noch gelten läßt) als auch die inzwischen neuentstandene Lyrik aufnimmt: *Dazu habe ich meine sämmtlichen Gedichte, gedruckte und ungedruckte, durchgesehen und sie, zum Theil freilich durch simples Zurückgehen auf die ganz ursprünglichen, später verworfenen Lese-Arten, unendlich gesteigert, so daß die bevorstehende Gesamt-Ausgabe (...) unbedingt durch ihren Reichthum und ihre Reinheit einen günstigen Eindruck machen muß. Es sind sogar neue Gedichte in Menge hinzu gekommen und echt lyrische vom besten Schlag, deren ich mich so wenig noch fähig hielt, wie den Spätsommer eines Veilchens* (T 5537). Zu den ersten Lesern dieser Ausgabe gehört Klaus Groth, der die Gelegenheit nutzt, einen Briefwechsel mit Hebbel anzuknüpfen. Mörike, dem Hebbel die Gedichte selbst geschickt hatte, sendet ein ausführliches Verzeichnis jener Gedichte, die ihm besonders gefallen haben. Auch Ludwig Uhland, dem der Band gewidmet ist, wird er zugesandt.

16. März 1858

*Heute habe ich 800 fl [Gulden] C.M. (mehr, als für Judith, Genoveva, Maria Magdalena, Gedichte und Diamant zusammen) für einen Opern-Text eingenommen, den ich für den Componisten Rubinstein in den letzten drei Wochen geschrieben und dem ich den Titel: Opfer um Opfer gegeben habe. Ein gutes Geschäft und da mir die Arbeit noch obendrein ganz neue Blicke in das Verhältniß der Musik zum Drama, ja in die Natur des Dramas selbst verschafft hat, so kann ich in jeder Beziehung zufrieden seyn.*  
(T 5627)

Der Komponist Anton Rubinstein (1829–1894), damals Hofpianist und Dirigent der Hofkapelle in Petersburg, war allerdings nicht zufrieden, er legte das Libretto als unbrauchbar beiseite, und auch die Nachwelt hat es völlig vergessen.

Vgl. Heinz Stolte: *Ein Steinwurf oder Opfer um Opfer*. Zur Interpretation von Friedrich Hebbels Operntext. In: HJb 1979, 12–38.

Juni 1858

Anläßlich einer von Franz Dingelstedt veranstalteten Inszenierung der *Genoveva* (am 24. und 30. Juni) reist Hebbel nach Weimar. Dingelstedt ist seit 1857 Intendant des dortigen Hoftheaters und knüpft seine seit der Uraufführung der *Agnes Bernauer* in München 1852 unterbrochene Beziehung zu Hebbel wieder an. Hebbel begegnet den Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar und schließt nähere Bekanntschaft mit Franz Liszt, seiner damaligen Lebensgefährtin, der Fürstin Carolyne von Sayn-Wittgenstein, und ihrer Tochter Marie auf der Altenburg.

*Abends auf der Altenburg große Gesellschaft, wo Lißt spielte, was er nur sehr selten thun soll; Zigeuner-Rhapsodien, durch die er mich allerdings auch electricirte. Am Klavier ist er ein Heros; hinter ihm in polnisch-russischer National-Tracht mit Halb-Diadem und goldenen Troddeln die junge Fürstin, die ihm die Blätter umschlug und ihm dabei zuweilen durch die langen, in der Hitze des Spiels wild flatternden Haare fuhr. Traumhaft-phantastisch!*  
(An Christine, 26. Juni 1858, WAB 3, 615)

Vgl. Heinz Stolte: Augen wie Perugino – Hebbel und die Prinzessin von Sayn-Wittgenstein. In: HJb 1978, 11–33.

September 1858

Hebbel unternimmt zusammen mit Emil Kuh eine Reise nach Krakau, um Studien für sein *Demetrius*-Drama zu betreiben.

*Besonders der Dom mit der Königsgruft, die ich mir öffnen ließ, so weit sie noch zugänglich ist. Ich kenne wenig Kirchen, aus denen die Geschichte einer Nation so vernehmlich spräche, wie aus dieser, und habe ganze Stunden darin zugebracht, sogar am Demetrius darin gearbeitet. Wäre ich nur nicht so oft durch das fatale Getrommel unserer K. K. Soldaten unsanft aus meinen Träumen und Phantasieen geweckt worden! Ich bin in dieser Beziehung durchaus nicht kosmopolitisch-sentimental, wie viele meiner Landsleute (...). Ja, ich bin Narr genug, noch größer von der Zukunft, als von der Vergangenheit meines Volkes zu denken, und ich glaube, daß die Welt bei der Wieder-Erneuerung des altgermanischen Kaiserthums gar nicht so übel fahren würde, da wir mit einer Liebe und Pietät auf fremde Volks-Eigenthümlichkeiten eingehen, die bei Franzosen und Engländern umsonst gesucht wird. Aber eben darum empört es mich, wenn unsere Regierungen verläugnen, was Grundzug unserer Nationalität ist und alte Königsburgen, zu denen wir mit derselben Andacht pilgern würden, wie die Eingeborenen, in Kasernen verwandeln. Ich kann es Ihnen gar nicht sagen, wie es das menschliche und das aesthetische Gefühl in mir verletzte, den Palast der Jagellonen mit Tornistern ausgeziert zu sehen.*  
(An Marie von Sayn-Wittgenstein, 2. Oktober 1858, WAB 3, 692)

Oktober 1858

In der Monatsschrift "Stimmen der Zeit" erscheint der Aufsatz *Das Komma im Frack* (W 12, 189–193), Hebbels Polemik gegen die realistische Dorfgeschichte (z. B. Berthold Auerbachs *Schwarzwälder Dorfgeschichten*). Zur gleichen Zeit erscheint auch seine Besprechung von Adalbert Stifters Roman *Der Nachsommer*, in der es heißt: *Drei starke Bände! Wir glauben Nichts zu riskieren, wenn wir Demjenigen, der beweisen kann, daß er sie ausgelesen hat, ohne als Kunstrichter dazu verpflichtet zu sein, die Krone von Polen versprechen* (W 12, 184).

Vgl. Jürgen Hein: Friedrich Hebbel und die Dorfgeschichte des 19. Jahrhunderts. In: Neue Studien, 177–188. – Helmut Bachmaier: Spekulation oder Wahrnehmung. Zur Hebbel-Stifter-Kontroverse. In: HJb 1996, 65–75.

26. Oktober 1859

*Heute Abend den ersten Act von „Kriemhild's Rache“ geschlossen. So giebt's am Ende wirklich noch eine Trilogie. Ich glaube, das düstre Familien-Gemälde, womit die Tragödie wieder beginnt, ist mir nicht übel gelungen, wie es denn überhaupt bei diesem ungeheuren Stoff merkwürdig ist, daß Alles, wenn der große Maaßstab des Ganzen nur nicht außer Acht*

*gelassen wird, aus den menschlichsten Motive hervor geht. Dieß Herbst-Geschenk ist mir um so lieber, als es zugleich auch das Entré in einer neuen Wohnung bezeichnet. Ich fing vor etwa drei Wochen an.*

(T 5754)

Die neue Wohnung, in der die Familie bis 1861 bleiben wird, ist das sog. „Kühfußhaus“, Tuchlauben 561, an der Ecke zur Kühfußgasse.

## Wien 1860–1863

Januar 1860

Bruch mit Emil Kuh, dem engsten Vertrauten der vergangenen zehn Jahre. Hebbel ist tief getroffen und nennt Kuh nur noch den „Judas Ischariot“. Kuh schreibt dazu in seiner Hebbel-Biographie (und es ist ironisch, daß dies der letzte Passus ist, den er vor seinem Tod verfasste – er starb am 30. Dezember 1876 in Meran an der Schwindsucht):

*Es ließ sich schwer mit ihm leben! (...) Wieviel Peinliches und Aufreibendes ein so geartetes Verhältnis, wie das meine zu ihm, für den schwächeren, den leidenden Teil haben mußte, begreift sich leicht. Die tausend und aber tausend Lichtstreifen und Schattenflecke eines unaufhörlich bewegten Gemütes, einer ruhelos arbeitenden Phantasie gingen über mich als den beständigen Teilnehmer aller Aufwallungen und Eindrücke Hebbels, aller seiner hellen wie düstern, wehevollen wie zornigen Stunden, seiner Hoffnungen und Zweifel, Kränkungen und Martern gewitterähnlich hin, ja durch mich hindurch. Ich genoß und ich zeufzte, ich bildete und ich verwirrte mich unter seinem lehrenden, erziehenden und aufbrauchenden Einflusse. (...) Er zählte zu jenen starken, von dem Drange sich auszuleben übermächtig erfüllten Individuen, die man unter den Gattungsbegriff Gehirnraubtier bringen möchte. Mir sollte der Schmerz nicht erspart bleiben, mich von ihm persönlich lossagen zu müssen. (...) Während eines harten Wortwechsels bestritt mir Hebbel das Recht der Selbstbestimmung und dicht an mich herantretend, zitierte er die Worte aus dem Wallenstein: „Gehörst du dir? Bist du dein eigener Gebieter, strebst frei du in der Welt, wie ich, daß du der Täter deiner Taten könntest sein? Auf mich bist du gepflanzt–.“ Ein verändertes und dabei menschlich fruchtbares Verhältnis war nicht möglich; dies spürte ich. Und so riß denn eines Tages der Faden ab. – Erst auf seinem Sterbebette, sozusagen in Gegenwart der Parze, welche die Schere hinter dem schicksalschweren Mann erhob, knüpfte er sich wieder an.*

(Biographie 2, 484f.)

*Ich habe durch diesen Menschen, wegen dessen ich mich noch vor einigen Monaten mit Gutzkow auf Tod und Leben entzweite, weil er ihn einen Commis nannte, schweres Unrecht erlitten und gründlich erfahren, wie bitter der Undank ist. Aber ich habe es mir, obgleich ich vierzehn Tage lang keine Nacht schlief und dem Typhus nahe war, doch dadurch zu versüßen gewußt, daß ich es als eine Art von Compensation für das Unrecht betrachtete, das ich selbst begangen haben mag und dadurch wirkliche Erleichterung gefühlt. So liegt der Gedanke der Buße in der Menschenseele.*

(T 5785)

22. März 1860

*Eben, Abends 7 Uhr, schreibe ich die letzten Verse des fünften Acts von Kriemhilds Rache nieder. Draußen tobt das erste Frühlings-Gewitter sich aus, der Donner rollt und die blauen Blitze zucken durch das Fenster, vor dem mein Schreibtisch steht. Beendet, wenn nicht*

vollendet. *Die Haupt-Szene fiel auf meinen Geburtstag, mir immer ein schönes Zeichen für's ganze Jahr. October 1855 begann ich.*  
(T 5798)

Vgl. Jost Hermand: Hebbels *Nibelungen*. Ein deutsches Trauerspiel. In: Hebbel in neuer Sicht, 315–333. – Wilhelm Emrich: Hebbels *Nibelungen* – Götzen und Götter der Moderne. In: Hebbel WdF, 305–326. (zuerst 1974, dann in: W. E.: Poetische Wirklichkeit. Studien zur Klassik und Moderne, Wiesbaden 1979) – Klaus Harro Hilzinger: Hebbels *Nibelungen* – Mythos und Nationalgeschichte. In: Neue Studien, 103–116. – Horst Albert Glaser: Ein deutsches Trauerspiel: Friedrich Hebbels *Nibelungen*. In: Die Nibelungen: Ein deutscher Wahn, ein deutscher Alptraum. Studien und Dokumente zur Rezeption des Nibelungenstoffs im 19. und 20 Jahrhundert. Hg. von Joachim Heinzle und Anneliese Waldschmidt. (Suhrkamp Tb) Frankfurt/M. 1991, S. 333–350. – Monika Ritter: „Dem Frevel ist kein Maß, noch Ziel gesetzt“. Zur Analytik der Gewalt in Hebbels *Nibelungen*. In: „Alles Leben ist Raub“, 219–240. – Friedrich Oberkogler: Mensch und Mythos. Der Nibelungen-Mythos bei Hebbel und Richard Wagner. In: HSR 4. Wien 1992, 117–154.

Bald darauf schickt Hebbel das fertige Manuskript der *Nibelungen* an Franz Dingelstedt, der trotz Hebbels Zweifeln an der Machbarkeit einer Aufführung zur Inszenierung entschlossen ist. Am

31. Januar 1861

werden die ersten beiden Teile der Trilogie, *Der gehörnte Siegfried* und *Siegfrieds Tod*, am Hoftheater in Weimar in Anwesenheit des Dichters uraufgeführt:

*Der Erfolg der Aufführung war unzweifelhaft; eine Aufmerksamkeit und Todtenstille, als ob nicht von der Vergangenheit, sondern von der Zukunft die Rede wäre, und eine so fest zusammen gehaltene Stimmung, daß nicht einmal die Zwerge mit ihren scheußlichen Buckeln und langen Nasen das leiseste Gelächter hervor riefen. Der Großherzog ließ mich nach dem Schluß in seine Loge hinauf bescheiden und dankte mir herzlich; eben so die Großherzogin.*  
(An Christine, 2. Februar 1861, WAB 4, 133f.)

Das Jahr 1861 steht ganz im Zeichen Weimars. Am 16. und 18. Mai wird die gesamte *Nibelungen*-Trilogie an zwei Abenden aufgeführt, mit Christine in der Rolle der Brunhild am ersten, der Kriemhild am zweiten Abend. Da Laube der Schauspielerin keinen Urlaub hatte geben wollen, hatte der Großherzog sich persönlich an den Kaiser Franz Joseph gewandt, um das Gastspiel möglich zu machen. Carl Alexander von Sachsen-Weimar will das Ehepaar Hebbel ganz nach Weimar holen, und Hebbel, geschmeichelt und geblendet von diesen Aussichten, bemüht sich ernsthaft um die Übersiedlung. Am 30. Mai 1861 schreibt er einen langen Brief an Heinrich Laube (WAB 4, 176–181), der gleichzeitig Abrechnung und Kampfansage an den verhassten Burgtheaterleiter ist und mit dem er den Bruch herbeizuführen sucht. Aber die beharrenden Kräfte in Wien sorgen für eine Verzögerung der Angelegenheit, und inzwischen wird Hebbel klar, daß das enge Weimar vielleicht doch nicht der richtige Ort für ihn ist und daß er nicht allen dort, selbst Dingelstedt nicht, willkommen ist. Ende 1861 gibt er den Plan der Übersiedlung wieder auf. Der Kontakt bleibt dennoch erhalten, im August 1862 verbringt er einige Tage als persönlicher Gast in Wilhelmsthal, der Sommerresidenz des herzoglichen Paares, zu seinem 50. Geburtstag wird er – nur ehrenhalber allerdings – zum großherzoglichen Privat-Bibliothekar ernannt.

Vgl. Lothar Ehrlich: Hebbel in Weimar. In: HSR 3. Wien 1990, 165–177. – Barbara Stern: Hebbel und Weimar. In: HJb 1995, 73–91.

19. Oktober 1861



Hebbels Gedicht *An Seine Majestät, König Wilhelm I. von Preußen* (W 6, 412–416) erscheint in der Leipziger „Illustrierten Zeitung“. Es wurde angeregt durch das Attentat, das der Leipziger Jurastudent Oskar Becker am 14. Juli 1861 in Baden-Baden auf den Monarchen verübte. In diesem langen politischen Gedicht finden sich die auf die Nationalitätenkämpfe im Vielvölkerstaat Österreich anspielenden Verse:

*Auch die Bedientenvölker rütteln  
Am Bau, den Jeder tot geglaubt,  
Die Czechen und Polacken schütteln  
Ihr strupp'ges Karyatidenhaupt.*

Der Ausdruck *Bedientenvölker* empört tschechische und polnische Nationalisten und löst eine Flut von Gegenartikeln, Gedichten und offenen Briefen an Heibel aus und macht ihn für einige Wochen zum Skandalautor. Der angesprochene Monarch dagegen gibt mit keinem Wort zu erkennen, ob er das Gedicht gelesen hat.

Vgl. Paul Kisch: Heibel und die Tschechen. Das Gedicht *An Seine Majestät, König Wilhelm I. von Preußen*. Seine Entstehung und Geschichte. Prager deutsche Studien 22. Prag 1913. – Wolfgang Häusler: „Die Czechen und Polacken schütteln / Ihr strupp'ges Karyatidenhaupt“. Friedrich Heibel und die „Bedientenvölker“ der Habsburgermonarchie. In: HJb 1996, 151–212.

Zur gleichen Zeit reist Heibel nach Hamburg, um mit Campe den Verlag der *Nibelungen* zu besprechen (sie erscheinen 1862 im Druck). Von dort aus besucht er seinen Bruder Johann, der in einem Dorf in der Nähe von Rendsburg lebt und den er seit zwanzig Jahren nicht mehr gesehen hatte (vgl. Auszüge aus Tagebüchern und Briefen), meidet aber auch diesmal seine Heimat Dithmarschen. Während Heibel noch unterwegs ist, mietet Christine eigenmächtig eine neue Wohnung und bewältigt auch gleich den ganzen Umzug. Die Wohnung, die letzte, in die Heibel neu einzieht, liegt in der Drei-Mohren-Gasse 378 in Neu-Wien, heute Liechtensteinstraße 1 im IX. Bezirk. Die Jahresmiete beträgt 688 Gulden.

*Also einen Geniestreich hast Du ausgeführt? Nun, ich habe Nichts dagegen, denn ich war der Gerüche aus der Gasthaus-Küche unter meinen Zimmer-Fenstern, so wie der Zänkereien zwischen Oberkellner und Köchin herzlich müde, auch werde ich die dicke Tonne im Hof, die Hausmeisterin, keineswegs vermissen. Aber die Anstrengung muß ja eine fürchterliche gewesen seyn, da wir selbst das Holz schon im Keller hatten, und ich zittre vor den Folgen. Ein Paar practische Fragen: ist mein Tokayer nicht vergessen und werden mir keine Briefe verloren gehen? Das Letztere hängt davon ab, ob Ihr von dem Gesindel unten in Frieden geschieden seyd.*

(An Christine, 26. Oktober 1861, WAB 4, 270)

Juni 1862

Über Paris fährt Heibel anlässlich der zweiten Londoner Weltausstellung in die britische Hauptstadt, fühlt sich aber dort, da er der Sprache nicht mächtig ist, nicht recht wohl, bis er einem alten Bekannten wieder begegnet:

*Auf einmal lese ich an einer Straßen-Ecke: „King-Street“ und erinnere mich, daß Sigmund Englaender dort wohnt, finde auch gleich das Haus und klopfe, denn in England wird geklopft, wie in Deutschland geklingelt. Eine saubere junge Magd öffnet, ich werde als ein Master Wien gemeldet, weil ich mich als einen Mons: de Vienne angekündigt hatte und steige eine Treppe hinauf. Er saß mit einem Franzosen bei'm Frühstück und war fast sprachlos, als er statt einer gleichgültigen Person auf einmal Banquos Geist vor sich sah. Natürlich blieben*

wir den Tag beisammen, um der Vergangenheit ihr Recht anzuthun, und ich fand ganz den alten Menschen von 1846 wieder, den tiefsinnigen, genialen Dichter-Interpreten, den das politische Sturm-Jahr gewaltsam aus seiner Bahn riß und in der Luft herum drehte; auch äußerlich wenig verändert und nur zu seinem Vorthail. Er ist verheirathet, hat eine allerliebste junge Frau und einen gesunden blondlockigen Knaben; ein besseres Wiedersehen, als das Bombardement von Wien erwarten ließ! Er nahm einen Wagen und kutschirte mich in eigener Person drei Stunden lang in London herum, mit einer Geschicklichkeit, die einem Helden des Pindar Ehre gemacht haben würde; dann aß ich mit ihm, und den Abend brachten wir in einem öffentlichen Local zu. Seit Jahren zum ersten Mal wieder ein ordentliches Gespräch; dabei Taschenspieler-Künste vor uns, ein Mädchen von neun Jahren, das auf einem Seil tanzte und ein dicker feister Vater, der sich durch die lebensgefährlichen Künste seines Kindes ernährte! Du weißt, ich bin ohne Menschen, was ein abgeschnitt'ner Finger ohne Körper ist, und kannst einen solchen Abend würdigen!  
(An Christine, 8. Juni 1862, WAB 4, 417)

Der nach der Reise beginnende Briefwechsel mit Engländer gehört zu den wichtigsten seines Briefwerks, weil dieser Hebbel dazu bringt, noch einmal die Summe seiner Dichtung zu ziehen. Andererseits veranlaßt Hebbel Engländer dazu, seine Erfahrungen mit der frühsozialistischen Arbeiterbewegung zu einem Buch zu verarbeiten, und vermittelt es an seinen Verleger Campe; es erscheint wenige Wochen vor Hebbels Tod: Sigmund Engländer: Geschichte der französischen Arbeiter-Associationen. 4 Bde. Hamburg 1864.

Vgl. Ludger Lütkehaus: „Master Wien“ aus Wesselburen mit (Sigmund) Engländer in London – und das „brennendste aller Themen“. In: HJb 2004, 39–58.

19. Februar 1863

Erstaufführung der *Nibelungen* am Wiener Burgtheater mit Christine als Brunhild und Charlotte Wolter als Kriemhild. Der Uraufführung in Weimar waren schon im Dezember 1862 die Hoftheater in Berlin und Schwerin gefolgt, so daß auch Burgtheater-Intendant Laube seinen inhaltenden Widerstand schließlich aufgeben muß. Allerdings werden in Wien nur die ersten beiden Teile der Trilogie gegeben, *Kriemhilds Rache* kommt erstmals 1871 am Burgtheater heraus, also erst unter Dingelstedts Intendanz.

*Die Nibelungen* machen Hebbel berühmt. Noch zu seinen Lebzeiten 1863 folgen Aufführungen in Brünn und Mannheim, Coburg, Prag, Klagenfurt und Hannover, bei seinem Tod stehen Verhandlungen mit Hamburg, Bremen und Königsberg an. Die Studentenverbindung „Libertas“ gibt am 18. April 1863 für Hebbel einen Festkommers, die „Silesia“ folgt am 2. Juni. Höhepunkt der Ehrungen ist am

7. November 1863

die Verleihung des Schiller-Preises der 1859 gegründeten Schiller-Stiftung (Hebbel ist der erste Preisträger) in Höhe von 1000 Talern Gold (1133 Talern Preußisch Courant) und einer goldenen Gedenkmünze im Wert von 100 Talern.

Hebbel ist zu diesem Zeitpunkt schon dauerhaft ans Bett gefesselt. Seit seinem 50. Geburtstag am 18. März 1863 leidet er an Gliederschmerzen, die die Ärzte für Rheumatismus halten. Ein Kuraufenthalt in Baden bei Wien im September schafft keine Abhilfe. Die letzte Tagebucheintragung stammt vom

25. Oktober 1863:

*Eine große Leidens-Periode, die noch nicht vorüber ist, so daß ich sie erst später fixiren kann. Aber seltsam genug, hat seit 14 Tagen der poetische Geist angefangen, sich in mir zu regen, es entstanden anderthalb Acte des Demetrius, obgleich ich, durch Rheumatismen verhindert, kaum im Stande war, sie nieder zu schreiben, und wenn es so fort geht, darf ich hoffen, das Stück im Winter unter Dach und Fach zu bringen. Wunderlich-eigensinnige Kraft, die sich Jahre lang so tief verbirgt, wie eine zurückgetretene Quelle unter der Erde, und die dann, wie diese, plötzlich und zur unbequemsten Stunde, wieder hervor bricht!*  
(T 6176)

Der *Demetrius* bleibt Fragment, obwohl Hebbel ihn noch bis an den Anfang des 5. Aktes vorantreibt, ehe die Krankheit jede Arbeit unmöglich macht.

Vgl. Joachim Müller: Bemerkungen zur Kernproblematik und dramatischen Dialektik von Hebbels *Demetrius*. In: HJb 1962, 114–142. – Dieter Ahrendt: *Demetrius – der heimliche Prinz und die Weltgeschichte*. Bemerkungen zu Schillers und Hebbels *Demetrius*-Tragödie. In: HJb 1985, 9–56. – Monika Ritzer: *Skepsis und Vision. Zur Konzeption von Tragik in Hebbels Spätwerk am Beispiel des Demetrius-Fragments*. In: HSR 6. Hamburg 1998, 79–96.

13. Dezember 1863

Tod Hebbels

*Am 12. Dezember fühlte er sich sehr schwach. Nachmittags bat er seine Frau, ihm etwas vorzulesen. Auf ihre Frage, ob er etwas von Goethe hören wolle, antwortete er: „Nichts von Goethe, etwas von Schiller!“ Die nur mühsam ihre Fassung behaltende Frau meinte, er werde die Stimme seiner Tochter gerne vernehmen, und so las diese dem sterbenden Vater den „Spaziergang“ vor, eines seiner Lieblingsgedichte. Er war nicht mehr fähig, es bis zum Schlusse anzuhören. (...) Um elf Uhr nachts frug er den Doktor Schulz, der noch einmal gekommen war: „Wann wird mir besser werden?“ „Morgen!“ antwortete Schulz. „Also morgen!“ sprach Hebbel und sah ihn lange an. Um Mitternacht entfernte sich Schulz. Dann bewog Professor Brücke [der Physiologe Ernst Brücke, 1819–1892] Hebbels Frau und Tochter, die schon einen großen Teil der vorigen Nacht wachend zugebracht hatten, sich in ein anstoßendes Zimmer zurückzuziehen; Brücke blieb am Krankenbette. Bald darauf erwachte Hebbel. Brücke reichte ihm die Arznei; Hebbel schüttelte ihm die Hand, ohne zu sprechen, und schloß die Augen wieder. Einige Stunden später bemerkte Brücke an einer Veränderung in den Atembewegungen, daß Hebbels Ende unmittelbar bevorstehe. Er klopfte an die Tür des Nebenzimmers, Frau und Tochter traten herein; aber Hebbel erwachte nicht mehr zum Bewußtsein. Nach wenigen unregelmäßigen Atemzügen hatte er aufgehört zu leben. Es war fünf Uhr vierzig Minuten morgens, am 13. Dezember 1863. Während der ganzen Nacht tobte ein furchtbarer Orkan über die Stadt hin.*  
(Biographie 2, 522f.)

*Gestern wurde der Leichnam Hebbels von Dr. Schrott und Dr. Schulz geöffnet, und der Sektionsbefund war, wie man uns schreibt, daß die Knochen der Wirbelsäule und die Rippen in völliger Auflösung und zerbröckelt vorgefunden wurden. (...) Hebbels Krankheit war nach der Wiener Abendpost eine inveterierte Knochenerweichung, ein in seinem letzten Stadium unheilbares Leiden. Außerdem bewährte sich die von einem Koryphäen der hiesigen Hochschule [gemeint ist Brücke] auf das Vorhandensein einer Rippenbeinhautentzündung gestellte Diagnose. (...) Der Fall einer derartigen Knochenerweichung ist bei Männern ein höchst seltener; seit fünf Jahren ist dem Prosektor des Allgemeinen Krankenhauses ein ähnlicher nicht vorgekommen.*  
(Hebbels Persönlichkeit 2, 389f.)

Zweifellos geht Hebbels Krankheit auf die jahrelange Unterernährung zurück, die bis zu seiner Eheschließung fast ununterbrochen andauerte. Die seit der Kopenhagener Zeit immer wiederkehrenden „Rheumatismusanfälle“ waren Anzeichen für das Fortschreiten der Krankheit.

*Das Leichenbegängnis, das heute [15. Dezember] um halb drei Uhr nachmittags stattfand, war völlig prunklos, wie es Hebbel im Testament gewünscht. Die „Concordia“ war beinahe vollständig vertreten, ebenso die Mitglieder des Hofburgtheaters, der Verein der bildenden Künstler und des „Hesperus“. Hinter dem Totenwagen schritten Studenten, die ihm bis auf den neuen evangelischen Friedhof in Matzleinsdorf das Geleite gaben. Sonst bemerkten wir noch mehrere Professoren der Universität, Karl Rahl, den Baron Münch [Friedrich Halm], Laube und Mosenthal. Von den Ministern gewahrten wir den Exminister Freiherrn von Pratobevera, von Abgeordneten den Dr. Alexander Schindler. Eine lange Wagenreihe bewegte sich von Neuwien und durch die innere Stadt am Hofburgtheater vorbei über die Wiedener Hauptstraße nach dem Kirchhofe. Dort wurde der Sarg in die Kapelle gebracht und vor dem Altare niedergesetzt. Die Leiche bleibt dort einige Tage, bis die für Hebbel bestimmte Gruft ausgemauert ist. An der Bahre wurde weder gesungen noch gesprochen. (Hebbels Persönlichkeit 2, 391)*

## Abkürzungen

W = Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Hg. von Richard Maria Werner. 3. Aufl. (Säkularausgabe) 1911–13. I. Abt.: Werke, 15 Bände.

T = Tagebücher. Historisch-kritische Ausgabe. Hg. von Richard Maria Werner. 4 Bde. 1903–07.

WAB = Friedrich Hebbel: Briefwechsel 1829–1863. Historisch-kritische Ausgabe in 5 Bd. (Wesselburener Ausgabe) Hg. von Otfrid Ehrismann, U. Henry Gerlach, Günter Häntzschel, Hermann Knebel, Hargen Thomsen. München 1999.

HJb = Hebbel-Jahrbuch (1939–1943, 1949/50ff.)

HSR = Hebbel. Mensch und Dichter im Werk. Schriftenreihe der Friedrich-Hebbel Gesellschaft Wien. Bisher 8 Bde.

Biographie = Emil Kuh: Biographie Friedrich Hebbels. 2 Bde. 3. Aufl. Wien u. Leipzig 1912.

Der junge Hebbel = Paul Bornstein (Hg.): Der junge Hebbel. Wesselburen. Lebenszeugnisse und dichterische Anfänge. Berlin 1925.

Hebbels Persönlichkeit = Paul Bornstein (Hg.): Friedrich Hebbels Persönlichkeit. Gespräche, Urteile, Erinnerungen. 2 Bde. Berlin 1924.

Hebbel in neuer Sicht = Helmut Kreuzer (Hg.): Hebbel in neuer Sicht. 2. Aufl. Stuttgart 1969.

Neue Studien = Hilmar Grundmann (Hg.): Friedrich Hebbel. Neue Studien zu Werk und Wirkung. Steinburger Studien 3. Heide 1982.

Hebbel WdF = Helmut Kreuzer (Hg.): Friedrich Hebbel. Wege der Forschung Bd. 642. Darmstadt 1989.

„Alles Leben ist Raub“ = Günter Häntzschel (Hg.): „Alles Leben ist Raub“. Aspekte der Gewalt bei Friedrich Hebbel. Cursus. Texte und Studien zur deutschen Literatur Bd. 3. München 1992.

Finanztagebücher = Friedrich Hebbel: Finanztagebücher 1846–1863. Hg. von Rolf Engelsing. Schriften der Schlesw.-Holst. Landesbibliothek Bd. 15. Heide 1992.

Wütschke = Hans Wütschke: Hebbel in der zeitgenössischen Kritik. Deutsche Literaturdenkmale des 18. u 19. Jhs. Dritte Folge No. 23. Berlin 1910.

(Die Zitate sind nach Band- und Seitenzahlen angegeben, die Tagebücher nach der von Richard Maria Werner eingeführten Nummerierung.)